

APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

63. Jahrgang · 18–20/2013 · 29. April 2013



Wissen

Markus Gabriel

Wissen und Erkenntnis

Hubert Knoblauch

Wissenssoziologie, Wissensgesellschaft
und Wissenskommunikation

Daniela Pscheida

Wissen und Wissenschaft unter digitalen Vorzeichen

Christiane Bender

Die Geburt der Wissensgesellschaft
aus dem Geist des Kalten Krieges

Laura Kajetzke · Anina Engelhardt

Leben wir in einer Wissensgesellschaft?

Rembert Unterstell

Science Center: Wissen als Erlebnis

Peter Wehling

Soziale Praktiken des Nichtwissens

Nico Stehr

Wissen und der Mythos vom Nichtwissen

Editorial

Die Zeitdiagnose, wir befänden uns auf dem Weg in eine „Wissensgesellschaft“, hat auch 40 Jahre nach ihrer Popularisierung im Konzept der „nachindustriellen Gesellschaft“ (Daniel Bell) nicht ausgedient. Reaktiviert in den 1990er Jahren, bietet sie anscheinend eine sinnhafte Deutung für Krisen, Umbrüche und Wandlungsprozesse in (Post-)Industriegesellschaften; mit Bezug auf sie werden zahlreiche politische Maßnahmen legitimiert. Aber leben wir wirklich in einer Wissensgesellschaft, in der jeder aufsteigen kann, der Wissen erwirbt und lebenslang lernt?

Die „Ressource Wissen“ ist nach dieser Diagnose zentral für die ökonomische Wertschöpfung der Zukunft. Doch was ist „Wissen“? Eine allgemein gültige Definition ist kaum möglich, einige Merkmale aber seien benannt: Wissen ist nicht in Isolation denkbar, es ist stets kontextabhängig, und seine Aneignung, Hervorbringung und Geltung gesellschaftlich und kulturell (vor)geprägt. Wenn wir etwas „wissen“, dann in sozialen Zusammenhängen und im Rahmen einer Wissensordnung, die sich durch neues Wissen oder neue Akteure, Institutionen und Medien verändern kann.

Ein prägnantes Beispiel liefert das Internet, das Wissen verändert beziehungsweise bestimmte Entwicklungstendenzen aufgreift und verstärkt. Es trägt als Medium der beschleunigten Entstehung wie auch des Verfalls von Wissen Rechnung – und dazu bei. Zugleich bietet es vervielfachtem und vervielfältigtem Wissen Raum und ermöglicht dessen Gestaltbarkeit. Die Expertenschaft bekommt zunehmend Konkurrenz durch informierte Laien. Wissen wird ein Stück weit „demokratisiert“. Aber wie lassen sich wissenschaftliche Kriterien in Einklang bringen mit der Ausweitung des Zugangs zu Wissensbeständen und zu deren Produktionsprozessen?

Anne Seibring

Markus Gabriel

Wissen und Erkenntnis

Essay

Die Erkenntnistheorie beschäftigt sich vor allem mit der Frage, was „Wissen“ und „Erkenntnis“ bedeuten. Dabei kann es

Markus Gabriel

Dr. phil., geb. 1980; Professor für Erkenntnistheorie, Philosophie der Neuzeit und Gegenwart an der Universität Bonn; stellvertretender Direktor am Käte Hamburger Kolleg „Recht als Kultur“; zurzeit Visiting Professor an der Universität in Berkeley/USA; Institut für Philosophie, Universität Bonn, Lennéstraße 39, 53113 Bonn. gabrielm@uni-bonn.de

nicht schon von vornherein als ausgemacht gelten, dass die beiden Ausdrücke jeweils nur eine einzige Bedeutung haben, auch nicht, dass sie je eine Menge von Bedeutungen haben, die untereinander einen systematischen Zusammenhang aufweisen. Es könnte ja sein, dass wir die Ausdrücke „Wissen“ und „Erkenntnis“ auf allerlei verschiedene Weisen verwenden, ohne dass diese Verwendungsweisen einen gemeinsamen Bedeutungskern haben.

Ich selbst vertrete einen erkenntnistheoretischen Pluralismus. Darunter verstehe ich die Behauptung, dass es verschiedene Formen des Wissens und Erkennens gibt. Diese Behauptung könnte man wiederum auf mindestens zwei verschiedene Arten interpretieren. Einerseits könnte man sagen, dass es etwa praktisches und theoretisches Wissen gibt: Praktisches Wissen wäre eine Form des Könnens, wenn man etwa weiß, *wie* man auf Rollschuhen einen steilen Abhang herunter rollen kann. Theoretisches Wissen hingegen bestünde darin zu wissen, *dass* der Abhang steil ist. Im Folgenden werde ich allerdings eine andere Form des erkenntnistheoretischen Pluralismus vertreten, namentlich die Behauptung, dass wir keineswegs immer denselben Begriff zum Ausdruck bringen, wenn wir behaupten, jemand wisse, dass dieses oder jenes der Fall ist. Ich behaupte also, dass es eine Pluralität *theoretischer* Wissensformen gibt.

Diese Behauptung scheint irgendwie vertraut zu sein, entspricht sie doch einem offensichtlichen Befund, nämlich dem, dass wir beispielsweise zwischen mathematischem, soziologischem und physikalischem Wissen unterscheiden und diesen Unterschied mit verschiedenen Wissenschaften verbinden. Verschiedene Wissenschaften sind demnach dadurch verschieden, dass sie verschiedene theoretische Wissensformen in Anspruch nehmen.

Darüber hinaus bin ich der Überzeugung, dass auch der Ausdruck „Erkenntnis“ eine Pluralität anzeigt, dass es mithin verschiedene Formen der Erkenntnis gibt. Ich unterscheide folglich zwischen „Wissen“ und „Erkenntnis“ – ein Unterschied, der leider in der gegenwärtigen deutschsprachigen Erkenntnistheorie gern verwischt wird, da sich diese an der englischsprachigen Debatte orientiert, in der es kein exaktes sprachliches Pendant zum deutschen Ausdruck „Erkenntnis“ gibt.¹

Obwohl ich einen erkenntnistheoretischen Pluralismus vertrete, meine ich, dass es einen schmalen Bedeutungskern von „Wissen“ und „Erkenntnis“ gibt, dass das Wissen darum, worin dieser Kern besteht, aber keineswegs hinreicht, um auf diese Weise bereits zu wissen, was „Wissen“ bedeutet. Wer nicht wüsste, dass sich mathematisches von soziologischem Wissen unterscheidet und irgendeine Liste mit Unterschieden angeben könnte, wüsste meines Erachtens viel zu wenig über „Wissen“, um behaupten zu dürfen, er kenne die Bedeutung dieses Ausdrucks. Der schmale Bedeutungskern von „Wissen“ ist meines Erachtens „wahre berechnete Überzeugung“, was in der Erkenntnistheorie häufig als die „Standarddefinition“ bezeichnet wird, die zum ersten Mal von Platon erwogen, aber auch wieder verworfen wurde.² Da indessen kaum jemand die angebliche Standarddefinition als vollgültigen Wissensbegriff vorstellt, halte ich es für absurd, von einer „Standarddefinition“ zu reden und bezeichne sie stattdessen als „Ausgangsdefinition“.

Im Folgenden werde ich zunächst kurz die Ausgangsdefinition motivieren, das heißt

¹ Vgl. dazu Markus Gabriel, *Die Erkenntnis der Welt. Eine Einführung in die Erkenntnistheorie*, Freiburg u. a. 2013², S. 25.

² Vgl. ebd., S. 45 ff.

Gründe vorstellen, die für die Elemente der Ausgangsdefinition von „Wissen“ sprechen. Anschließend werde ich den Unterschied von „Wissen“ und „Erkenntnis“ erläutern. Unter „Erkenntnis“ verstehe ich eine „wahre und damit wahrheitsfähige Bezugnahme“, das heißt eine Bezugnahme auf irgendeinen Gegenstand, die unter gewissen Erfolgsbedingungen steht. Schließlich werde ich ausführen, dass wir erkenntnistheoretisches Wissen von anderen Wissensformen unterscheiden müssen, was bereits für den erkenntnistheoretischen Pluralismus spricht. In der gegenwärtigen Erkenntnistheorie wird besonders häufig übersehen, dass sie selbst Wissen beansprucht beziehungsweise etwas erkennt, dass diese Wissens- beziehungsweise Erkenntnisform sich aber von anderen Formen signifikant unterscheidet. Ich erläutere diesen Unterschied als einen Unterschied der Architektur, was bedeutet, dass die Elemente des schmalen Bedeutungskerns von „Wissen“ und „Erkenntnis“ in den verschiedenen Wissens- und Erkenntnisformen anders ausgestaltet sind.

Ausgangsdefinition von „Wissen“ als schmaler Bedeutungskern

Unter einer „Definition“ von „Wissen“ versteht man meistens die Angabe von notwendigen und hinreichenden Bedingungen, denen ein Zustand genügen muss, um als Wissen gelten zu können. Der relevante Zustand, der überhaupt für Wissen infrage kommt, dürfte dabei derjenige einer Überzeugung sein. Wer etwas weiß, ist von der betreffenden Sache überzeugt, das heißt, er hält seine Meinung auch gegen Widerstände aufrecht. Damit haben wir die erste Bedingung entdeckt, die wir die „Überzeugungsbedingung“ nennen können:

1. Wer etwas weiß, ist davon überzeugt = S ist überzeugt, dass p.

Die Richtigkeit dieser Bedingung erkennt man daran, dass es merkwürdig wäre zu sagen, S weiß zwar, dass es regnet, davon überzeugt ist er allerdings nicht. Wissen geht mit Gewissheit einher, was lediglich bedeutet, dass man an dem, was man zu wissen meint, gegebenenfalls festhält. Man glaubt es nicht einfach so, wie wenn ich wahllos annehme, dass Angela Merkel gerade in Frankfurt ist, ohne irgendeinen Grund für diese Annahme zu haben. Ich ließe mich leicht vom Gegenteil

überzeugen. Weiß ich hingegen, dass sie gerade in Frankfurt ist, weil ich eine Liveübertragung im Fernsehen sehe, werde ich nicht leicht von dieser Annahme abzubringen sein.

Die zweite Bedingung für Wissen ist die „Wahrheitsbedingung“. Diese besagt, dass man nichts Falsches wissen kann, es sei denn, man weiß, dass es falsch ist. Die Wahrheitsbedingung kann man folgendermaßen formulieren:

2. p ist wahr.

Wenn ich weiß, dass es gerade in London regnet, dann ist es wahr, dass es gerade in London regnet. Daraus, dass jemand wirklich etwas weiß (und dies nicht nur beansprucht), folgt, dass dasjenige, was sie oder er weiß, wahr ist.

Die dritte Wissensbedingung schließlich besteht darin, dass jemand, der etwas weiß, dieses Wissen gegen Einwände verteidigen kann. Wer etwas weiß, hat sich Gedanken gemacht und das Wissen in einen Kontext eingebettet. Was gewusst wird, ist irgendwie berechtigt, irgendein zur Wahrheitsfindung geeigneter Vorgang gehört zur Vorgeschichte des Wissens: Man hat nachgelesen, eine Liveübertragung im Fernsehen gesehen, ein Fach studiert oder durch hartes Nachdenken ein Logikrätsel erfolgreich gelöst. All diese verschiedenen Vorgänge versammelt man in der Erkenntnistheorie in dem ziemlich allgemeinen Begriff der Rechtfertigung oder Berechtigung. Man kann daher sagen, dass es eine „Rechtfertigungsbedingung“ gibt:

3. S' Überzeugung, dass p, ist gerechtfertigt oder (in einem sehr allgemeinen Sinn) berechtigt.

Unter Erkenntnistheoretikern scheiden sich die Geister insbesondere an der Frage, was genau eigentlich eine „Rechtfertigung“ beziehungsweise eine „Berechtigung“ ausmacht. Ich selbst glaube, dass es darauf keine einheitliche Antwort gibt, da es verschiedene Wissensformen gibt, die jeweils unter verschiedenen Rechtfertigungsbedingungen stehen. Dazu mehr im letzten Abschnitt.

Man weiß also nur dann etwas, wenn man seine Überzeugung gegen irgendeine Menge ihrerseits berechtigter Einwände verteidigen beziehungsweise auf kritische Nachfrage hin

mit Gründen ausstatten kann. Unsere Überzeugungen haben eine Netzwerkstruktur, sie bilden in einem relativ anspruchlosen Sinn ein System. Wenn ich etwa der Überzeugung bin, dass es gerade regnet, liegt dies daran, dass ich etwa aus dem Fenster geschaut habe, dass der Himmel bewölkt ist, dass es in dieser Jahreszeit an dem Ort, an dem ich mich gerade befinde, häufig regnet. Da man nichts wissen kann, wovon man nicht zumindest überzeugt ist, bildet unser Wissen ebenfalls eine Netzwerkstruktur. Wir wissen etwas immer nur in einem größeren Zusammenhang, weshalb wir auch nie nur etwas Einzelnes, sondern stets Zusammenhänge lernen, um einzelne Erkenntnisse zu größeren Wissensseinheiten auszubauen. Wenn man beispielsweise in der Schule etwas über das gegenwärtige China lernt, lernt man dies in einem Zusammenhang, der alle einzelnen Erkenntnisse, die wir über China haben, systematisch vernetzt.

Wissen besteht darin, Erkenntnisse in einen Zusammenhang bringen zu können. Wählen wir ein einfaches Beispiel: Ein Passant fragt uns, ob wir wissen, wann die nächste Regionalbahn von Bonn nach Köln fährt. Wenn wir dies wissen, wissen wir dies in einem Zusammenhang, etwa, weil wir mit einer bestimmten Regelmäßigkeit eine solche Regionalbahn genommen haben, weil wir wissen, wo man einen relevanten Fahrplan einsehen kann, dass überhaupt eine Regionalbahn von Bonn nach Köln fährt. Wir wissen normalerweise auch, wo der Bahnhof ist, und vieles mehr, etwa, welche Farbe eine Regionalbahn in dieser Gegend hat, welche Modelle sich in Gebrauch befinden (jedenfalls ungefähr) und so weiter.

Wenn wir etwas wissen, besteht sonach ein Zusammenhang zwischen einem Netzwerk von Überzeugungen und dem Umstand, dass wir aus diesem Netzwerk Hintergrundüberzeugungen anführen können, wenn unser Wissen infrage gestellt wird beziehungsweise gefragt ist. Dies drückt die Ausgangsdefinition von Wissen aus. Dabei darf man die Wahrheitsbedingung nicht unterschlagen. Denn man muss zwischen einem Wissensanspruch und tatsächlichem Wissen unterscheiden. Wer etwas zu wissen beansprucht, das aber falsch ist, weiß es nicht. Wissensansprüche können fehlgehen, Wissen selbst nicht. Deswegen sagt man auch: „Ich glaub-

te zu wissen, habe mich aber getäuscht“, und hält nicht einfach an einem Wissensanspruch fest. Ein Wissensanspruch ist folglich fallibel (fehlbar), Wissen nicht. Wissen ist der Name für den Erfolgsfall, für einen erfolgreichen Wissensanspruch.

Fassen wir zusammen, dass die Ausgangsdefinition von „Wissen“ lautet, dass S weiß, dass p, wenn die folgenden drei Bedingungen erfüllt sind:

1. S ist überzeugt, dass p.
2. p ist wahr.
3. S' Überzeugung, dass p, ist berechtigt.

In einem einflussreichen Artikel von 1963 hat der amerikanische Erkenntnistheoretiker Edmund L. Gettier gezeigt, dass die Ausgangsdefinition von Wissen nicht allgemeingültig sein kann.¹³ Wenn man sie in dieser abstrakten Formulierung akzeptiert, ergeben sich sogenannte Gettier-Fälle, wie man seitdem sagt. Hier ist ein einfacher Gettier-Fall. Nehmen wir an, S sei überzeugt, vergangenen Montag einen Salat zu Mittag gegessen zu haben. Seine Gründe für diese Überzeugung bestehen darin, dass er eine Rechnung über einen Salat in der Tasche hat, die das entsprechende Datum trägt. Außerdem meint er, sich daran zu erinnern, einen Salat gegessen zu haben. Vielleicht bestätigt ihm dies auch noch ein im Allgemeinen sehr zuverlässiger und aufrichtiger Freund, der ihn gesehen haben will. Seine Überzeugung ist also durchaus berechtigt. Nehmen wir nun weiter an, S habe wirklich vergangenen Montag einen Salat gegessen. Folglich sind alle drei Bedingungen der Ausgangsdefinition erfüllt.

Allerdings stimmt die Rechnung dennoch nicht. S hat vielmehr im besagten Restaurant am Dienstag einen Salat gegessen und der Kellner hat versehentlich eine Rechnung mit einem falschen Datum ausgestellt. Sein Freund hat ihn auch gar nicht am Montag gesehen, sondern sich in seiner Erinnerung gleichfalls im Datum geirrt. Außerdem kann sich S nicht wirklich daran erinnern, am

¹³ Vgl. Edmund L. Gettier, *Is Justified True Belief Knowledge?*, in: *Analysis*, 23 (1963), S. 121 ff.; ders., *Ist gerechtfertigte, wahre Meinung Wissen?*, in: Peter Bieri (Hrsg.), *Analytische Philosophie der Erkenntnis*, Frankfurt/M. 1987, S. 91 ff.

Montag einen Salat gegessen zu haben, seine Erinnerungen sind alle Erinnerungen an den Salat vom Dienstag. Demnach sind zwar alle drei Bedingungen erfüllt, aber es besteht trotzdem kein geeigneter Zusammenhang zwischen der Liste der Gründe, die S' Berechtigung ausmachen, und dem Umstand, dass er wirklich einen Salat am Montag gegessen hat. Die Tatsache p ist demnach bezogen auf S' Überzeugungssystem nur zufällig wahr. Gleichwohl sind alle Bedingungen erfüllt. Folglich reicht die Ausgangsdefinition nicht hin, da sich leicht Gegenbeispiele finden lassen.

Nach nunmehr beinahe 50 Jahren ist es bislang niemandem gelungen, die Ausgangsdefinition allgemein anerkannt so zu konkretisieren, dass sich keine Gegenbeispiele mehr anführen lassen. Dafür mag es viele Gründe geben. Ich selbst halte dafür, dass der entscheidende Grund darin liegt, dass die Ausgangsdefinition zwar einen schmalen Bedeutungskern von „Wissen“ korrekt wiedergibt, dass wirkliches Wissen aber zusätzliche Strukturen aufweist, die es jeweils gegen relevante Gettier-Fälle resistent machen. Diese These darf man nicht damit verwechseln, dass sich Wissensansprüche gegen Gettier-Fälle oder komplizierte Einwände immunisieren lassen. Aber wirkliches Wissen kann nicht durch Einwände erschüttert werden, weil es ansonsten kein Wissen, sondern nur ein Wissensanspruch wäre. Dies hilft zwar unter Umständen nicht viel weiter, da wir nicht ohne Weiteres zwischen Wissensansprüchen und wirklichem Wissen unterscheiden können. Denn dazu müssen wir wiederum jeweils einen Wissensanspruch erheben, der scheitern kann. Allerdings darf man daraus, dass wir irrtumsanfällig in der Frage sind, was wir wirklich wissen, allein noch nicht schließen, dass wir vielleicht gar nichts wissen. Wir wissen nur nicht auf einen Schlag, was wir alles wissen, weil niemand alle Wissensformen überblickt und beherrscht. Jedes Wissenssystem ist und bleibt endlich, ein unendliches Wissen, das alles Wissen überschaut und beurteilt, ist prinzipiell unmöglich.^f

^f Vgl. dazu ausführlich Markus Gabriel, *An den Grenzen der Erkenntnistheorie. Die notwendige Endlichkeit des objektiven Wissens als Lektion des Skeptizismus*, Freiburg u. a. 2008; ders. (Anm. 1), S. 370ff.; ders., *Warum es die Welt nicht gibt*, Berlin 2013 (i. E.).

Die Erkenntnistheorie beschäftigt sich offensichtlich auch mit Erkenntnis. Dies wird in der gegenwärtigen Erkenntnistheorie ironischerweise meist verkannt, da viele Diskussionen sich an der englischsprachigen Erforschung des Wissensbegriffs orientieren, die von Gettiers Artikel ihren Ausgang genommen hat. In der deutschsprachigen Tradition, die prominent im Gefolge von Gottfried Wilhelm Leibniz beginnt und in Immanuel Kants kritischen Hauptwerken kulminiert, ist die Lage allerdings anders, da es dort zunächst um Erkenntnis geht, was in gewisser Weise ein grundlegenderer Begriff ist. Denn wenn man etwas erkennt, nimmt man es zur Kenntnis. Man kommt zu Überzeugungen über dasjenige, was man erkennt. Die Grundstruktur der Erkenntnis ist die einer wahren und damit offensichtlich wahrheitsfähigen Bezugnahme auf irgendeinen Gegenstand, was Kant kurzum als „Beziehung aufs Objekt“^f bezeichnet.

Die dahinter stehende Überlegung kann man sich leicht klarmachen. Um etwas *über* etwas zu wissen, muss man dieses etwas immerhin von anderem unterscheiden können. Man muss es kennen. Wenn man etwas kennt, schreibt man ihm Eigenschaften zu, da Eigenschaften dasjenige sind, was etwas von anderem unterscheidet. Der Vesuv ist zum Beispiel vom Ätna durch die Eigenschaft unterschieden, sich in Kampanien zu befinden und die Stadt Pompeji in Schutt und Asche gelegt zu haben. Der rote Ball auf meinem Schreibtisch unterscheidet sich von dem blauen Würfel daneben durch seine Farb- und geometrischen Eigenschaften. Wenn man einem Gegenstand nun eine Eigenschaft zuschreibt, fällt man ein Urteil über diesen Gegenstand, wie Kant sich ausdrückt. Ein Urteil ist ein wahrheitsfähiger Gedanke, etwa der Gedanke, dass da vorn ein roter Würfel liegt. Dieser Gedanke ist wahrheitsfähig, er kann wahr *oder* falsch sein. Wenn ich mir einfach nur denke: „Na und“, ist dieser Gedanke nicht wahrheitsfähig, er nimmt auch auf keinen Gegenstand Bezug. „Na und“ ist keine Erkenntnis im erkenntnistheoretischen Sinn.

^f Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, hrsg. von Jens Timmermann, Hamburg 1998, S. 345 (B 300).

Wenn man Erkenntnistheorie betreibt, beschäftigt man sich mit der Frage, wie wir überhaupt Überzeugungen über Gegenstände erlangen können, die wahr oder falsch sein können. Einzelne Erkenntnisse werden durch eine Einbettung in Zusammenhänge zu Wissen. Unser Wissen baut sich aus Erkenntnissen auf. Wir müssen erst einmal auf irgendwelche Gegenstände Bezug nehmen, die irgendwie von anderen Gegenständen unterschieden werden, bevor wir etwas über sie wissen können. Erkenntnis und Wissen gehören zusammen, da es ohne Erkenntnis kein Wissen geben kann, und da unser Wissen wiederum mitbestimmt, was wir erkennen. Die von uns Menschen thematisierten Zusammenhänge sind dabei ziemlich umfassend, wir projizieren diese sogar immer auf den Hintergrund eines allumfassenden Ganzen, das man in der Philosophie als „die Welt“ bezeichnet.¹⁶

Ich möchte nicht bestreiten, dass andere Lebewesen ebenfalls Erkenntnis und Wissen haben. Der Unterschied zwischen ihrem und unserem Wissen besteht allerdings darin, dass wir größere Zusammenhänge sehen und sogar einen allumfassenden Zusammenhang vermuten. Martin Heidegger bezeichnet uns Menschen deswegen als das „In-der-Welt-Sein“, das heißt als Wesen, die ausdrücklich in einem allumfassenden Ganzen verortet sind. Soweit wir dies überhaupt wissen können, gelingt dies Delfinen oder Bienen nicht. Ihre Erkenntnisse und ihr Wissen sind beschränkter, was nicht bedeutet, dass sie nichts wissen oder erkennen. Vieles wissen und erkennen sie sehr viel besser als wir, was unter anderem an der verschiedenen Ausrüstung mit Sinnesorganen beziehungsweise an der verschiedenen Ausprägung gemeinsamer Sinnesorgane liegt. Die anderen, nicht-menschlichen Tiere erkennen und wissen auch einiges, da auch sie Erkenntnisse sammeln, in einen Zusammenhang rücken und durch Austausch ihre Überzeugungen korrigieren. Der erkenntnistheoretische Unterschied zwischen Menschen und anderen Tieren auf unserem Planeten mag allenfalls darin bestehen, dass wir auch noch erkennen wollen, was „Erkennen“ ist, und zu wissen beanspruchen, was „Wissen“ bedeutet. Soweit wir wissen, gilt dies für andere Lebewesen nicht.

Man könnte vielleicht noch den Unterschied zwischen Menschen und anderen Lebewe-

¹⁶ Vgl. dazu M. Gabriel (Anm. 1 und Anm. 4, 2013).

sen erkenntnistheoretisch darüber definieren, dass Menschen Wissenschaft haben, dass sie ihre Erkenntnisse und ihr Wissen zu systematischen Wissensgebilden ausbauen und dabei wissen, dass sie Wissensgebilde errichten. Es ist vielleicht auch kein Zufall, dass es Wissenschaft erst seit den Zeiten gibt, seit denen die Menschen sich auf ein allumfassendes Ganzes gerichtet haben, und sei dies in der Form von Religion und Mythologie. Menschen machen sich ein Weltbild und integrieren die einzelnen Episoden ihres Lebens und Erkennens im Hinblick auf ein Weltbild, auf irgendeine bestimmte oder unbestimmte Form des Eindrucks, es gebe etwas, das alles umfasst. Ich selbst halte dies aus verschiedenen Gründen für eine Illusion, wobei anerkannt werden muss, dass die Illusion, es gebe genau ein einziges allumfassendes Ganzes, große zivilisatorische Fortschritte ermöglicht hat; heute allerdings hat sie uns in eine Sackgasse gebracht, da wir das große Ganze mit dem Universum der Physik zu identifizieren geneigt sind, das scheinbar alles andere als eine sinn- und zweckhafte Heimat für Menschen und andere Lebensformen ist. Doch diese Fragestellung führt bereits in die Metaphysik, die eng mit der Erkenntnistheorie verwandt ist. Denn die Metaphysik beschäftigt sich primär mit der Frage, was die Welt ist, das heißt, was dasjenige große, allumfassende Ganze zusammenhält, zu dem wir selbst gehören.

Erkenntnistheoretischer Pluralismus

Der erkenntnistheoretische Pluralismus ist die Behauptung, dass es keinen universalen Begriff des Wissens gibt, der in ein und derselben Bedeutung auf alle Fälle von Wissen zutrifft. Mit anderen Worten nimmt der erkenntnistheoretische Pluralismus an, dass „Wissen“ mehrere Bedeutungen hat, dass sich der Ausdruck auf prinzipiell voneinander verschiedene Phänomene bezieht. Doch was wird damit genau ausgesagt?

Die These besteht nicht darin zu bestreiten, dass der Ausdruck „Wissen“ überhaupt keine einheitliche Bedeutung hat und vollends äquivok (mehrdeutig) ist. Unter einem „äquivoken Ausdruck“ versteht man in der Philosophie einen Ausdruck wie den der „Bank“: Der Ausdruck bezieht sich sowohl auf eine Parkbank als auch auf ein Kreditinstitut. Die verschiedenen Wissensformen sind keine

Äquivokationen. Wir sprechen zu Recht von mathematischem und physikalischem Wissen und unterscheiden dieses wiederum von soziologischem Wissen. Diesen Unterschied bilden wir unter anderem dadurch ab, dass wir verschiedene Wissenschaften akzeptieren und nicht nur eine einzige Disziplin, „die Wissenschaft“, die dann in Unterdisziplinen, sagen wir Germanistik, Sprachwissenschaft und Chemie, eingeteilt wird. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Wissenschaften besteht nicht nur darin, dass sie verschiedene Gegenstandsbereiche untersuchen: die Germanistik die deutsche Sprache, Literatur und Kultur, die Physik raumzeitliche Einzeldinge und die Gesetze ihrer Bewegungen. Die Wissenschaften unterscheiden sich vielmehr auch durch ihre Methoden. Der aus dem Altgriechischen stammende Ausdruck „Methode“ bedeutet wörtlich das Mitgehen, das heißt eine für den Wissenserwerb geeignete Verlaufsform, die einem bestimmten Gegenstandsbereich angemessen ist. In diesem Sinne hat insbesondere Aristoteles den Methodenbegriff eingeführt und darauf hingewiesen, dass unsere Erkenntnis von Handlungen und damit unser Handlungswissen strukturell von mathematischem Wissen unterschieden ist. In der Mathematik sucht man nach notwendigen Zusammenhängen zwischen mathematischen Strukturen, während Handlungen gerade nur dadurch beobachtet werden können, dass wir unterstellen, dass sie auch anders hätten ausfallen können. Handlungen sind kontingent, das heißt möglich, aber nicht notwendig, mathematische Gegenstände hingegen durch Notwendigkeit gebunden.

Die verschiedenen Wissensformen haben jeweils eine andere Architektur. Damit meine ich das Folgende. Wenn S weiß, dass vor ihm ein roter Würfel liegt, weiß er dies durch Sinneswahrnehmung: Er richtet seine Augen auf den roten Würfel und erkennt, dass ein roter Würfel vor ihm liegt. Er kann rote Würfel von blauen Quadraten und vielen anderen Gegenständen unterscheiden. Wenn niemand jemals eine Sinneswahrnehmung gehabt hätte, wüsste niemand, dass es rote Würfel gibt. Denn bereits die Erkenntnis roter Würfel setzt voraus, dass wir die Sinneswahrnehmung als Informationsquelle in Anspruch nehmen. Die Erkenntnis roter Würfel und die Erkenntnis blauer Quadrate hängen dadurch zusammen, dass sie Sinneswahrnehmung

zur Grundlage haben. Andere Wissensformen kommen ohne diese Grundlage aus. Zu wissen, dass man rote Würfel nur erkennen kann, wenn es überhaupt Sinneswahrnehmung gibt, setzt nicht voraus, dass man Sinneswahrnehmung hat. Das Wissen um die Architektur von Wissen, das wir nur durch Sinneswahrnehmung erwerben können, ist selbst kein durch Sinneswahrnehmung erworbenes Wissen. Folglich hat es eine andere Architektur als die Sinneswahrnehmung. Dies zeigt sich darin, dass wir es auf ganz andere Weise rechtfertigen, etwa mithilfe philosophischer Gedankenexperimente, wie demjenigen, in dem wir uns ausmalen, was wir wüssten, wenn niemand jemals eine Sinneswahrnehmung gehabt hätte und wir dennoch in gut strukturierten Begriffen denken könnten. Mathematisches Wissen wiederum ist auch nur unwesentlich an Sinneswahrnehmung gebunden, wobei es bis heute eine offene philosophische Frage ist, bis zu welchem Grad mathematisches Wissen eigentlich maximal abstrakt, also völlig von Sinneswahrnehmung abtrennbar ist.

Eine Handlung wiederum ist keineswegs notwendig durch Sinneswahrnehmung erkennbar. Die Handlung, sich dagegen entschieden zu haben, Brötchen zu kaufen, ist höchstens in dem Sinn sinnlich wahrnehmbar, dass mir jemand seinen Entschluss mitteilen kann. Die Handlung, eine Firma zu gründen, wird zwar in Dokumenten festgehalten, doch ist die Handlung in unsinnliche Zusammenhänge eingebunden, da man Institutionen wie etwa eine Firma nicht wirklich wahrnehmen kann. Sie sind vielmehr Funktionen so wie eine Firma, die ja nicht mit ihrem sinnlich wahrnehmbaren Firmensitz identisch ist.

Die verschiedenen Wissensformen sind zwar immer Formen, in denen wahre berechnete Überzeugungen bestehen, doch konkretisiert sich dieser schmale Bedeutungskern auf jeweils hochgradig verschiedene Weise in den einzelnen Wissensformen. Damit erhebt die Erkenntnistheorie selbst einen Wissensanspruch, den Anspruch zu wissen, dass es verschiedene Wissensformen gibt, die zwar mit einem schmalen Bedeutungskern von „Wissen“ untereinander in Verbindung stehen, deren Eigenschaft, jeweils eine Wissensform zu sein, aber nicht darin aufgeht, mit diesem sehr allgemei-

nen Wissensbegriff in Verbindung gebracht werden zu können.

Dennoch weiß die Erkenntnistheorie damit etwas, und dieses Wissen kann auch auf vielfältige Weise kritisch eingesetzt werden. Es kommt etwa seit Menschengedenken immer wieder zu Konflikten zwischen verschiedenen Wissensformen. In unserer Zeit etwa ist der Konflikt zwischen den Naturwissenschaften und anderen Wissensformen besonders ausgeprägt. In einem solchen Konflikt behauptet eine bestimmte Wissensform das Paradigma für Wissen zu sein. Wir wissen durch die Erkenntnistheorie aber, dass es keine konkrete Wissensform geben kann, die das Paradigma für alles Wissen ist. Folglich kann man solche Hegemonieansprüche seitens der Naturwissenschaften erkenntnistheoretisch kritisieren und auf ihre falschen Annahmen hinweisen. Die Erkenntnistheorie ist in diesem Sinne eine Wissenschaft unter vielen anderen Wissenschaften, mit der besonderen Funktion allerdings, jeden absoluten, alles umfassenden Wissensanspruch kritisieren zu können, da man in der Erkenntnistheorie weiß, dass es kein allumfassendes und inhaltlich konkretes Wissen geben kann.

Aus all dem folgt nun jedoch nicht, dass alle Wissensansprüche legitim sind. Es gibt auch Wissensansprüche, die so gründlich verfehlt sind, dass sie überhaupt keiner Wissensform angehören, wofür es wiederum verschiedene Gründe gibt. Welche Wissensformen es wirklich gibt und wie man zwischen legitimen und illusorischen Wissensformen unterscheidet, steht auf einem anderen Blatt und erfordert einen weiteren Artikel. Entscheidend ist, dass wir wissen, dass es verschiedene Wissensformen gibt. Wissen ist also aus erkenntnistheoretischer Sicht eine Vielheit von Wissensformen, die nicht nur durch eine sprachliche Verwirrung, eine Äquivokation, zusammengehalten werden, sondern die einen gemeinsamen, wenngleich minimalen Kern teilen.

Hubert Knoblauch

Wissenssoziologie, Wissensgesellschaft und die Transformation der Wissenskommunikation

Seit einigen Jahrzehnten ist der Begriff der „Wissensgesellschaft“ in aller Munde. Wie im Folgenden gezeigt wird, hatte die Soziologie die Bedeutung des Wissens auch schon für frühere Gesellschaftsformationen herausgestellt. Mit der Entstehung der Wissenssoziologie vollzieht sie sogar eine Art kopernikanische Wende: Nicht mehr das zu-

Hubert Knoblauch

Dr. rer. soc., geb. 1959; Professor für Allgemeine Soziologie an der Technischen Universität Berlin, Institut für Soziologie, Fraunhoferstraße 33–36, 10587 Berlin.

hubert.knoblauch@tu-berlin.de

vor am Individuum festgemachte solitäre „Erkennen“ steht im Mittelpunkt eines Verständnisses von Wissen, sondern das soziale Wissen. Dieses Wissen bietet die grundlegende Orientierung für das menschliche Handeln und trägt damit auch zu sozialen Prozessen bei, die wir als gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit bezeichnen. Welche Wirklichkeit konstruiert wird, hängt deswegen sehr wesentlich von der jeweiligen sozialen Verteilung und den Arten der kommunikativen Vermittlung des Wissens ab. Dabei zeichnet sich die moderne Gesellschaft durch eine hochgradige Spezialisierung des Wissens aus. Als Wissensgesellschaft macht sie Wissen nicht nur wissenschaftlich „objektiv“, sondern zu einem Gegenstand – in einem durchaus zwiespältigen Sinne als Produkt und Ware. In der Diskussion der Wissensgesellschaft wird jedoch häufig die Rolle der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien übersehen, die zu einer Veränderung der Formen der Wissenskommunikation, zur Autodidaktisierung und zur Popularisierung des Wissens beitragen.

Wissen und Gesellschaft

Von alters her sind Wissen und Erkenntnis zentrale Themen der Philosophie. Wenn man

wissen will, warum sich die Soziologie mit Wissen beschäftigt, mag ein kurzer Rückblick hilfreich sein. Die Bedeutung des Wissens wurde schon vom Begründer der Soziologie, Auguste Comte, hervorgehoben.[¶] Im Frankreich des beginnenden 19. Jahrhunderts sah er bereits die Besonderheit der anbrechenden Moderne nicht nur in der wachsenden Bedeutung der Industrie, sondern vor allem in der Umstellung vom religiösen und metaphysischen auf das „positive“ (im Sinne des Positivismus) Wissen der Wissenschaft. Auch Karl Marx erkannte die gesellschaftliche Bedeutung des Wissens an. Wissen ist seiner Vorstellung nach das Ergebnis eines aktiven Prozesses, der sich in der sozialen Praxis vollzieht. Die Ablösung der Erkenntnis von der Praxis in der modernen bürgerlichen Gesellschaft ist für ihn eine Folge der Teilung von intellektueller und manueller Arbeit. Diese Ablösung bildet einen wichtigen Grund für die *Entfremdung*, die sich durch die kapitalistische Produktionsweise noch verschärft. In Verbindung mit den verschiedenen Klasseninteressen verweist diese Arbeitsteilung auch auf einen entscheidenden Aspekt seines Wissensbegriffes: In arbeitsteiligen Gesellschaften führe die materielle Ausbeutung durch die herrschende Klasse dazu, dass das anerkannte Wissen zu einer Ideologie wird. *Ideologie* heißt jenes Wissen, das sehr entschieden vom Klassenstandpunkt derjenigen geprägt ist, die dieses Wissen vertreten und ihm durch ihre Herrschaft Legitimität verleihen. In den ideologischen Wirren der 1920er Jahre bildete dieser Begriff die Grundlage für Karl Mannheims berühmte Fassung der Wissenssoziologie. Er hob die allgemeine „Seinsverbundenheit“ des Wissens hervor. Nicht nur soziale Klassen, sondern jede Art sozialer Gruppierungen kultivieren ihr eigenes Wissen beziehungsweise ihren *Denkstil* und nehmen dadurch eine besondere Perspektivität ein. Moderne Gesellschaften sind deswegen durch plurale Perspektiven gekennzeichnet, die jeweils von ihrem sozialen Standort abhängen. In Mannheims Augen ist es die Aufgabe der Wissenssoziologie, zwischen diesen verschiedenen Perspektiven zu vermitteln.

¶ Für ausführlichere Erläuterungen zur Entwicklung der Wissenssoziologie und ihrer Forschung vgl. Hubert Knoblauch, *Wissenssoziologie*, Konstanz 2010. Für ihre wertvollen Hinweise möchte ich mich bei Barbara Goll, Boris Traue, René Tuma und René Wilke bedanken.

Im Gefolge von Mannheim wurde die Relativität des Wissens bald auf die gesamte Wissenschaft ausgeweitet. Hatte Ludwik Fleck schon zu Anfang der 1930er Jahre die Abhängigkeit von Denkstilen von den *Denkkollektiven* aufgezeigt, so verband Anfang der 1960er Jahre Thomas Kuhn beide Begriffe zum berühmten Konzept des *Paradigma*: Die Wissenschaft „akkumuliere“ keineswegs ständig ihr Wissen, wie etwa Karl Popper angenommen hatte,[¶] sondern sei ständigen Veränderungen, ja Revolutionen ausgesetzt, in denen altes Wissen in dem Maße entwertet und ersetzt werde, wie seine Trägerschaften sich änderten. Spätestens mit dem „Strong Program“[¶] der Wissenschaftssoziologie begann sich innerhalb der zunehmend sozialwissenschaftlich orientierten Wissenschaftsforschung (Science Studies) die Einsicht durchzusetzen, dass auch die (natur-)wissenschaftliche Erkenntnis entscheidend von ihrem sozialen Kontext beeinflusst werde. Im sogenannten Laborkonstruktivismus wird gar die These vertreten, dass gerade die Handlungen, mit denen die Wirklichkeit erforscht wird, zur Konstruktion dieser Wirklichkeit beitragen. Es seien beispielsweise erst die Messungen mit bestimmten Apparaten, die die gemessenen Objekte als real erzeugen.[¶]

Der Gedanke, dass die Wirklichkeit eine *soziale Konstruktion* sei, war zuvor in einer der umwälzendsten der jüngeren wissenssoziologischen Theorien formuliert worden: In ihrer „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ hatten Peter Berger und Thomas Luckmann einerseits eine der ersten Formulierungen des wissenschaftlichen Konstruktivismus geleistet; als „Theorie der Wissenssoziologie“ war ihr Buch andererseits auch ein radikaler Neubeginn der Wissenssoziologie: Nicht nur wissenschaftliches Wissen oder politische Ideologien, sondern jede Form des Wissens, auch die des Alltagsmenschen, gilt ihnen als etwas, das mit den sozialen Einheiten korreliert und variiert. Mehr noch: Wissen steht am Grunde jedes Handelns, das es als ge-

¶ Vgl. Karl Popper, *Logik der Forschung*, Tübingen 1959.

¶ Nicht nur wissenschaftliche Fehler sind demnach soziologisch erklärbar, sondern auch das „wahre“ Wissen sogar der Mathematik. Vgl. David Bloor, *The Strengths of the Strong Program*, in: James Robert Brown (ed.), *Scientific Rationality: the Sociological Turn*, Dordrecht 1984, S. 75–94.

¶ Vgl. Karin Knorr Cetina, *Die Fabrikation von Erkenntnis*, Frankfurt/M. 1984.

sellschaftlich vermittelten *Sinn* leitet und das durch seine Folgen selbst wieder zur Wirklichkeit wird. Obwohl das Wissen auf der Begabung des Subjekts zum sinnhaften Handeln aufbaut, weist es einen entschieden sozialen Charakter auf: Erst im koordinierten Zusammenspiel mit anderen, dank der Vermittlung durch sie und kraft der mit ihnen gestalteten sozialen Institutionen wird der Sinn einzelner Handelnder zu Wissen für Handelnde.

Soziales Wissen

Hatte die frühe Soziologie die kulturelle und historische Variabilität des Wissens herausgestellt, so trat mit der ersten Phase der Wissenssoziologie die Abhängigkeit des Wissens von sozialen Strukturen zutage; mit der jüngeren Wissenssoziologie vollzieht sich jedoch etwas, was man (in einer etwas paradoxen Anspielung auf Immanuel Kant) die kopernikanische Wende des Wissenskonzepts nennen kann: Wissen beschränkt sich keineswegs auf das erkennende Verhältnis des „Subjekts“ zum „Objekt“, wie es die individualistische Erkenntnistheorie betont; Wissen ist vielmehr ein entschieden soziales Verhältnis zwischen dem Subjekt und Anderen. Ausgangspunkt der Erkenntnis ist also nicht das isoliert gedachte erkennende Subjekt, sondern die soziale Beziehung zu Anderen, die sich in Handlungszusammenhängen realisiert; Objekte, Dinge und Natur sind demzufolge nicht vorgegeben, sondern Ableitungen aus diesem sozialen Verhältnis.^f Die grundlegende *Sozialität des Wissens* zeigt sich nicht nur daran, dass dieses Wissen selbst für Andere erfahrbar und beobachtbar gemacht, also „objektiviert“ werden muss. Darüber hinaus werden die *Objektivierungen* in der Regel Konventionalisierungen unterworfen (von der Sprache bis zu den technisch unterstützten Medien der Wissensproduktion) und institutionalisiert. Man darf die soziale Konstruktion also keineswegs missverstehen als willkürliche Gestaltbarkeit durch einzelne Handelnde; sie folgt vielmehr den Gesetzen der sozialen Institutionalisierung, die erst den Eindruck der „Objektivität“ des Wissens erzeugen (und zur Not auch legitimieren).^f

^f Vgl. Thomas Luckmann, *Über die Grenzen der Sozialwelt. Lebenswelt und Gesellschaft*, Paderborn 1980, S. 56–92.

^f Vgl. Peter Berger/Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt/M. 1970.

Das Wissen über die Wirklichkeit ist also entschieden sozialisiert. Oder anders gesagt: Wissen ist die soziale Form des Sinns, der Erfahrungen und Handlungen leitet. Diese soziale Formung betrifft nicht nur die ausdrücklichen und häufig auch noch gesondert geregelten Formen des Wissens, wie etwa die Sprache, das „Schulwissen“ oder gar die „höheren Wissensformen“ (etwa Kunst, Wissenschaft, Religion). Wie beispielsweise die jüngere Wissensforschung belegt, sind auch die sogenannten impliziten Formen des Wissens zu einem erheblichen Maße durch soziale Prozesse bestimmt und habitualisiert: ob es sich um die Art handelt, wie wir sehen (die in „Sehgemeinschaften“ eingeübt wird), ob es um die Präferenz für einen bestimmten Essensgeschmack geht oder gar um die elementaren zeitlichen und räumlichen Orientierungen und Kategorien.^f Deswegen ist Wissen durchaus im Körper verankert, der jedoch nicht auf das Gehirn reduziert werden kann,^f sondern auch immer mit subjektiven und durchaus emotionalen Gewichtungen der Handelnden verknüpft ist.

Aus diesem Grund kann man Wissen nicht auf die gängigen aufklärerischen Konzepte einer vom „Irrationalen“ unterschiedenen Rationalität reduzieren. Selbst jeder vermeintlich noch so „irrationalen“ Glaube kann zu einem systematischen und „rationalen“ Wissenssystem ausgebaut werden und in jeder Ausbaustufe dramatische Handlungsfolgen zeitigen. Dabei muss man keineswegs nur an die Geschichte der Magie oder der Religion denken; gerade durch die spätmoderne „Renaissance der Religion“ finden ebenso die „religiösen“ Wurzeln und Motive der Wissenschaft wieder Beachtung,^f und auch der Umstand, dass die moderne Wirtschaft nicht der Ort einer die Menschheit übergreifenden *Rationalität* wurde, dürfte gegen eine manichäische Gegenüberstellung von „Rationalität“ und „Irrationalität“ sprechen.

^f Vgl. Alfred Schütz/Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz 2003; Hans-Georg Soeffner/Jürgen Raab, *Sehtechniken. Die Medialisierung des Sehens*, in: Werner Rammert (Hrsg.), *Technik und Sozialtheorie*, Frankfurt/M. 1998, S. 121–149.

^f Vgl. Nadia Zaboura/Jo Reichertz (Hrsg.), *Akteur Gehirn – oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts*, Wiesbaden 2006.

^f Vgl. Lorraine Daston, *Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität*, Frankfurt/M. 2001.

Wissen, Moderne und Rationalisierung

Aus dieser Perspektive unterscheiden sich *Wissensformen* nicht aufgrund substanzieller Unterschiede, sondern durch den sozialen Umgang mit Wissen, wobei vor allem die Ausbildung von spezifischen Institutionen für Sonderwissen von Bedeutung ist. Diese Entwicklung trägt auch zu der sozial ungleichen *Verteilung des Wissens* bei. Dass soziales Wissen nicht schon „kollektives Wissen“ ist, wird bereits in einfachsten Formen der Gesellschaft deutlich, in denen sich das Wissen etwa nach Alter und Geschlecht differenziert. Mit der Ausbildung von Institutionen (beispielsweise geschlechtsspezifische Initiationsriten, Altersklassen) nimmt die soziale Verteilung des Wissens schärfere Formen an. Die Institutionalisierung von Wissensunterschieden ist vor allem mit der Spezialisierung verbunden, die besondere soziale Rollen entstehen lässt. Bezeichnenderweise verbinden die frühen Spezialisierungen, wie etwa Schamanen, Schmiede oder Priester, in der Regel die vermeintlich substanziell geschiedenen „Wissensformen“, also religiöses, medizinisches, technisches oder politisches Wissen. Dennoch setzt vor allem die Freisetzung der Spezialisten für ihre besonderen Tätigkeiten und ihr Sonderwissen die Unterstützung durch herrschaftliche Macht voraus. Gerade frühe Spezialisierungen des Wissens übernehmen deswegen häufig auch legitimatorische Funktionen. *Legitimationen* leiten nicht nur den Sinn der Handelnden in den Institutionen, sondern „machen“ auch für diejenigen „Sinn“, die aus den Institutionen ausgeschlossen sind.

Die Spezialisierung des Wissens bedeutet erstens, dass sich *Sonderwissen* ausbildet, das sich vom gesellschaftlichen *Allgemeinwissen* unterscheidet und zu dem Gesellschaftsmitglieder einen beschränkten Zugang haben. Deswegen ist die Spezialisierung des Wissens, zweitens, mit einer starken Tendenz zur Bindung an bestimmte soziale Rollen geknüpft, also Wissensexperten, die eine bestimmte, von der Gesellschaft als relevant erachtete Wissensform zum mehr oder weniger hauptberuflichen Gegenstand ihres Handelns machen. Solche Rollen reichen von Priestern und „Weisen“ bis hin zu Technikern, Intellektuellen oder Wissenschaftlern. Die damit verbundene Absonderung und die Anforderungen ihrer Legitimation

sind, drittens, Voraussetzung für eine Tendenz zur Theoretisierung des Wissens. Diese Tendenz wird dadurch verstärkt, dass nun die Vermittlung des Wissens selbst zur institutionalisierten Aufgabe (einer „sekundären“ oder „tertiären“ Sozialisation) der Spezialisten wird. Die Wissensvermittlung kann verschiedenste Formen annehmen, wie etwa das beiläufige praktische Einüben in der frühen Sozialisation, die Ausbildung spezieller sozialer Wissensrollen in der sekundären Sozialisation (etwa Lehrling und Meister) oder das gezielte Vermitteln von ausdrücklichem Wissen (Lehrer und Schüler). Die Theoretisierung ist schließlich damit verbunden, dass mit der institutionalisierten Wissensvermittlung eine besondere Art des Wissens entsteht: Wissen über Wissen, wie es für die Wissensgesellschaft prägend wird.

Mit der Entwicklung von Sonderwissen, seiner Institutionalisierung und den entsprechenden sozialen Rollen wird auch die „Macht des Wissens“ zu einem ausdrücklichen Thema, etwa als Kanonisierung von Wissen, das regelmäßig vermittelt werden soll, oder als Nihilierung beziehungsweise Ausschluss von Wissen durch Zensur. Welches Wissen als Sonderwissen institutionalisiert und welches kanonisiert wird, ist, wie erwähnt, mehr oder weniger eng mit den Herrschaftsverhältnissen und der praktischen oder legitimatorischen „Nützlichkeit“ des Wissens für bestimmte soziale Gruppen verknüpft. Fast notwendig folgen daraus auch Konflikte zwischen Wissensexperten um die Anerkennung ihres Wissens. Die Art der Institutionalisierung des Wissens, etwa in Gestalt von Akademien, Kirchen, Werkstätten oder Schulen, kann als *Wissensordnung* betrachtet werden, wobei die von den Herrschaftsverhältnissen gestützten Institutionen des Wissens ein *Wissensregime* bilden. Die Wissensordnung ist jedoch schon wegen der genannten Konkurrenz, aber auch aufgrund des Generationswechsels Konflikten ausgesetzt und deswegen einem Wandel unterworfen. Dazu kommt, dass die Frage, wem Sonderwissen vermittelt wird und wer Zugang zu den Rollen der Experten hat, sehr exklusiv oder sehr inklusiv behandelt werden kann.

Da Sonderwissen strukturell zumeist Selektion erfordert, steht die Verteilung des Wissens in einem engen Zusammenhang mit der *sozialen Ungleichheit*. Dieser Zusam-

menhang wird nicht nur von deren dominierender Form geprägt, also etwa Kasten, Klassen, Schichten oder Milieus. Die Wissensordnung muss nämlich soziale Ungleichheit keineswegs abbilden oder verstärken, das Wissen kann auch zur Modifikation sozialer Ungleichheit oder zu ihrer Abschwächung beitragen. Man denke nur an die traditionelle Durchlässigkeit hoher katholischer Ämter selbst für Bauernkinder, an die tragende Rolle des protestantischen Pfarrhauses für die deutschen Intellektuellen in der protestantisch dominierten deutschen Kultur des 19. Jahrhunderts oder an die bedeutende Rolle von Gelehrten aus der ansonsten marginalisierten deutsch-jüdischen Bevölkerung in der deutschen Wissenschaft bis zum Nationalsozialismus.¹⁰

Während die soziale Ungleichheit in allen Gesellschaften auf unterschiedliche Weise mit den Wissensordnungen verknüpft ist, hat sich die Ansicht durchgesetzt, dass die Institutionalisierung des Wissens in den westlichen Gesellschaften einem Muster folgt, das Max Weber als *Rationalisierung* bezeichnet. Das wissenschaftliche Wissen etwa setzt sich vom religiösen Wissen ebenso deutlich ab wie die Politik eigenständige sinnhafte Orientierung ausbildet und vermittelt. Diese wird im 19. Jahrhundert mit der Herausbildung des Nationalstaates bekanntlich so dominant werden, dass sie gelegentlich (als Nationalismus) religiöse Züge annimmt. Rationalisierung umfasst neben der Spezialisierung auf besondere Aufgaben beziehungsweise der funktionalen Differenzierung auch eine typisch westliche Tendenz zur analytischen Behandlung, systematischen Ordnung und instrumentellen Ausrichtung von Handlungen, die sich in der okzidentalen Wissenschaft, Technik oder in der westlichen Fassung des Kapitalismus ausdrückt.

Die Rationalisierung, die mit der Spezialisierung des Wissens und ihrer Institutionalisierung einhergeht, hat die Frage aufgeworfen, in welcher Weise moderne Gesellschaften die damit verbundene Aufspaltung des Wis-

¹⁰ Vgl. Monique De Saint Martin/Pierre Bourdieu, *La sainte famille*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 44 (1982), S. 2–53; Martin Greiffenhagen, *Das evangelische Pfarrhaus*, Stuttgart 1984; Erhard R. Wiehn (Hrsg.), *Juden in der Soziologie*, Konstanz 1989.

sens und der Handlungsorientierungen überbrücken und ihre Mitglieder integrieren können. Wissenssoziologisch wird diese Frage durch den Blick auf gemeinsame und geteilte Wissensbestände beantwortet, wie sie als kollektives Gedächtnis, Allgemeinwissen oder, noch grundlegender, durch den Begriff der *Lebenswelt* bezeichnet werden. Dabei kommt es jedoch zu sehr unterschiedlichen Diagnosen: Während die einen davon ausgehen, dass die geteilten Wissensbestände zunehmend schrumpfen, die Handelnden entsprechend freigesetzt werden und ihren subjektiven (Geschmacks- oder Erlebnis-) Präferenzen zunehmend selbstständig und damit auch eklektisch folgen, sehen andere etwa in der gemeinsamen „soziokulturellen Lebenswelt“ oder in neuen „Gemeinschaften“ einen Gegenentwurf zur „funktionalen“ Aufspaltung des Wissens der spezialisierten Institutionen.¹¹

Wissensgesellschaft

Zwar wurde die Annahme, dass die westliche Form der Rationalisierung notwendig zur „Modernisierung“ gehört, durch verschiedene Entwicklungen in Zweifel gezogen. Dazu gehört die Beobachtung einer „zweiten“, „reflexiven“ oder „Post“-Moderne, der anhaltende Bestand, ja die neue Konjunktur religiösen Wissens und die im Zuge der Globalisierung unübersehbare Durchsetzung von „multiplen“ Formen der Moderne mit den verschiedenen kulturellen Ausprägungen des Kapitalismus.¹² Das Konzept der Wissensgesellschaft kann man als ein wissenschaftliches Modell ansehen, das jedoch selbst handlungsleitend wirksam wurde und dabei dieser kulturellen Pluralisierung und Relativierung eine westliche Fassung entgegenhält. Auch wenn die Wissensgesellschaft mit dem dramatischen Wandel von der industriell dominierten Warenproduktion zur „Wissensarbeit“ und „Wissensökonomie“ einhergeht,

¹¹ Vgl. Ronald Hitzler/Anne Honer/Michaela Pfadenhauer (Hrsg.), *Posttraditionale Gemeinschaften*, Wiesbaden 2008.

¹² Vgl. Peter Berger, *The Desecularization of the World. Resurgent Religion and World Politics*, Grand Rapids 1999; Sergej N. Eisenstadt, *Die Vielfalt der Moderne*, Weilerswist 2000; Peter A. Hall/David Soskice (eds.), *Varieties of Capitalism. The Institutional Foundations of Comparative Advantage*, Oxford 2001.

so folgt sie doch sehr deutlich dem westlichen rationalistischen Fortschrittsglauben an das wissenschaftliche „positive“ Wissen und an die Möglichkeit der stetigen Akkumulation des Wissens. Dieser Glaube hat durchaus reale Folgen, denn das Konzept der Wissensgesellschaft wurde als „Wissenspolitik“ recht zielstrebig verfolgt, mit hohen Kosten finanziert und breit legitimiert. Man muss dazu nur an die geplante schulische „Bildungsrevolution“ denken, wie sie von den Vereinigten Staaten in den 1950er Jahren initiiert wurde, den ebenso geplanten Ausbau des Wissenschaftssystems in der Bundesrepublik in den 1970er Jahren oder die mannigfaltigen politischen Maßnahmen zur Durchsetzung der globalen Wissensgesellschaft seit den 1990er Jahren.¹³ Der mit dieser Ausweitung einhergehende Versuch der Durchsetzung einer westlich geprägten, „wissengesellschaftlichen“ „Weltkultur“ kommt in den vergangenen Jahren etwa in der Standardisierung von Schulleistungen (unter anderem im Gefolge von PISA), der Übernahme der angelsächsischen Studienformen und der Einführung globaler wissenschaftlicher Leistungsevaluation besonders deutlich zum Ausdruck.¹⁴

Die Wissensgesellschaft zeichnet sich zum einen durch eine starke Orientierung am wissenschaftlichen, „positiven“ und „objektiven“ Wissen aus. Offensichtlich spielt die Wissenschaft eine große Rolle zur Bestimmung und Legitimation des Wissens; sie hat auch gewissen Einfluss auf den Zugang zu zunehmend professionalisierten (keineswegs notwendig „wissenschaftlichen“) Berufskarrieren; dennoch kann man die Wissenschaft keineswegs als die dominierende Institution im Regime der Wissensgesellschaft ansehen. So führte die Ausbreitung des Neoliberalismus und des damit verbundenen „New Public Management“ auch in den Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen dazu, dass diese ökonomischen Forderungen nach (außerwissenschaftlicher) Nützlichkeit ausgesetzt sind und zunehmend privatisiert werden.¹⁵ Damit verbunden beobachten wir tendenziell eine Veränderung der Wissenschaft selbst von dis-

ziplinären, analytischen und hierarchisch organisierten zu transdisziplinären, synthetischen und heterarchischen Arbeits- und Organisationsformen.¹⁶ Die Ziele der wissenschaftlichen Wissensproduktion werden keineswegs von der Wissenschaft allein, der Politik oder der Wirtschaft formuliert, sondern auch von der medialen Öffentlichkeit und dem demokratischen Mitspracherecht der zivilgesellschaftlichen Institutionen.¹⁷

Die seit Comte betonte „Positivität“ von Wissen hat denn auch keineswegs nur eine wissenschaftliche Denotation; sie verweist auf den Charakter des Wissens als Produkt und auf seine Herstellung als Wissensproduktion. Wissen dient nicht mehr nur zum Handeln, sondern wird selbst ein Handlungsprodukt: Es ist etwas, das man besitzen kann, das getauscht und „transferiert“ werden und damit zur Ware werden kann. Mit der Wissensgesellschaft ist schon seit den 1960er Jahren die Annahme verbunden, dass eine eigene „Wissensklasse“ entstanden sei, die durch die massive Bedeutungszunahme der Bildung für die soziale Ungleichheit eine gewisse Stütze erfährt. Wissen ist nicht einfach mehr Teil des Handelns, vielmehr zielt das Handeln auf das Wissen als sein Produkt. Die Wissenssoziologie ist reflexiv, weil sie Wissen als das betrachtet, was den von ihr erforschten Akteuren als Wissen gilt. Die Wissensgesellschaft könnte man in einem ganz anderen Sinne reflexiv nennen, dass sie von der schieren Existenz von Wissen (und Nichtwissen) ausgeht und ihre Reflexion auf die Produktion des Wissens richtet, das die Anerkennungsprozesse des Wissens, also die Evaluation, mit einschließt.

Wissenskommunikation, Autodidaktisierung und populäres Wissen

Die halbwegs erfolgreiche Ausbreitung der Wissensgesellschaft ist jedoch mit einer weiteren Entwicklung verbunden, die häufig übersehen wird. So „objektiv“ Wissen auch sein mag, bedarf seine gesellschaftliche Nut-

¹³ Vgl. Nico Stehr, Wissenspolitik. Die Überwachung des Wissens, Frankfurt/M. 2003.

¹⁴ Vgl. Richard Münch, Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co., Frankfurt/M. 2009.

¹⁵ Vgl. ders., Akademischer Kapitalismus, Berlin 2011.

¹⁶ Vgl. Helga Nowotny/Peter Scott/Michael Gibbons, Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty, London 2001.

¹⁷ Vgl. Peter Weingart/Martin Carrier/Wolfgang Crohn, Nachrichten aus der Wissenschaft, Weilerswist 2007.

zung als „Produkt“ doch der Vermittlung. Man kann diese Vermittlung euphemistisch als „Transfer“ bezeichnen, als handle es sich um ein Paket, das verschickt wird. Genauer betrachtet geht es bei der Vermittlung von Wissen aber immer und notwendig um Kommunikation. So sehr die Herstellung, Objektivierung und Vermittlung von Wissen auf Kommunikation angewiesen ist, ruht auch die Ausbreitung der Wissensgesellschaft auf der Veränderung der gesellschaftlichen Kommunikation. In der Tat geht der Ausbau der Wissensgesellschaft einher mit dem parallelen Ausbau der „Informationsgesellschaft“. Die „Informationsgesellschaft“, die seit den 1960er Jahren mit einem enormen finanziellen Aufwand angetrieben wird, betont sicherlich die Technisierung des Wissens, die es als Objekt, Produkt und Ware verfügbar macht; ihre Bedeutung für die Wissensgesellschaft beruht auf der Nutzung von Informationstechnologie zu Zwecken der Kommunikation, also der weitgehenden Fusion von Informations- mit Kommunikationstechnologien der vergangenen zwei Jahrzehnte.¹⁸

Die rasche Ausbreitung der neuen Kommunikationstechnologien hat nicht nur eine massive Vermehrung, ja Vervielfältigung der Kommunikation zur Folge, können doch nun selbst die alltäglichen Vollzüge der Kommunikation *en masse*, aber individualisiert etwa als Video, Fotografie oder Audiodatei selbst wieder (als „Information“) kommuniziert werden. Dass sich dabei auch die Nutzungsweisen und die Formen der Kommunikation ändern, hat auch Auswirkungen auf die Wissensgesellschaft oder genauer: die Kommunikation des Wissens. Zudem entstehen neue kommunikative Formate und Gattungen der Wissenskommunikation. Ein Beispiel dafür ist die Powerpoint-Präsentation.¹⁹ Auch wenn sie an Formen anschließt, die in der Wissenschaft wie auch in Wirtschaftsorganisationen verbreitet waren, belegt ihre explosionsartige und globale Ausbreitung in

¹⁸ Vgl. Hubert Knoblauch, Informationsgesellschaft, Workplace Studies und die Kommunikationskultur, in: Günther Hirschfelder/Birgit Huber (Hrsg.), Die Virtualisierung der Arbeit, Frankfurt/M. 2004, S. 357–380.

¹⁹ Vgl. Hubert Knoblauch, Powerpoint, Communication, and the Knowledge Society, Cambridge 2013; Bernt Schnettler/ders. (Hrsg.), Powerpoint-Präsentationen. Neue Formen der gesellschaftlichen Kommunikation von Wissen, Konstanz 2007.

alle gesellschaftlichen Bereiche nicht nur die Geschwindigkeit der Veränderung. Die Verbindung von gespeicherter und weltweit vernetzter Information und technisch unterstützter lokaler Vorführung macht auch die *Mediatisierung* des Wissens deutlich.²⁰ Im Unterschied zur Umcodierung des Wissens in neue Medien werden damit auch die Änderungen der Handlungs- und Kommunikationsformen bezeichnet. Denn Wissen ist nun als Information im Rahmen weltweiter interaktiver Netzwerke verfügbar und zugleich Teil von lokalen Vorführungen, in denen, wie etwa bei den Powerpoint-Folien, zum einen die Information interaktiv realisiert und dabei deren reduzierter Sinn situativ und praktisch „repariert“ wird. Zum anderen wird diese Information auf die Akteure zuschreibbar, die durch die Performanz ihre subjektive Kreativität unter Beweis stellen und die Information damit als ihr „Wissen“ deklarieren können.²¹

Die technische Auslagerung von Wissen als Information und deren mediatisierte Einbettung und Nutzung in neuen Kommunikationszusammenhängen führen auch zu neuen Formen der Aneignung von Wissen. Neben der technischen Auslagerung von Wissens-elementen, die auch in der Situation relevant sind (wie etwa das geografische Wissen durch GPS), und der Abkoppelung der interaktiven Wissensvermittlung von lokalen interaktiven Prozessen (beispielsweise Videovorlesungen) scheint es zu einer zunehmenden *Autodidaktisierung* zu kommen, also erhöhten Anforderungen an die „selbstständige“ Wissensaneignung. Man könnte von einer Selbstsozialisation in Sonderwissensbereiche sprechen, denn die Autodidaktisierung stellt erhöhte Anforderungen an das Selbst, die einen vermehrten Bedarf an Beratung und vermutlich auch eine Reihe psychologischer Folgeprobleme nach sich zieht.²²

In Verbindung mit den Forderungen nach öffentlicher Zugänglichkeit des Wissens können diese Veränderungen der Kommunikation dazu führen, dass sich das Wissen von

²⁰ Vgl. Friedrich Krotz/Andreas Hepp (Hrsg.), Mediatisierte Welten, Wiesbaden 2012.

²¹ Vgl. Donald MacKenzie, The Credit Crisis as a Problem in the Sociology of Knowledge, in: American Journal of Sociology, 116 (2011) 6, S. 1778–1841.

²² Vgl. Boris Traue, Das Subjekt der Beratung, Bielefeld 2010.

der Struktur der auf Sonderwissen spezialisierten Institutionen, den damit verbundenen Rollen (Spezialisierte, Experten, Professionelle) und der von ihnen getragenen Wissensordnung ablöst und zum *populären Wissen* wird.²³ Mit populärem Wissen meine ich nicht nur die gezielten Popularisierungen der Wissenschaft, die sich um einen „Transfer“ ihres Sonderwissens bemühen. Denn wie sich etwa an der Wissenschaft zeigt, ändert sich das Wissen, wenn es zum Transfer anders kommuniziert werden muss; zudem sind eine Vielzahl an wissenschaftlichen Formen der Kommunikation gerade durch die Ausbreitung der Wissensgesellschaft so sehr in den Alltag eingegangen, dass man sie als populär beschreiben kann (von der Statistik über die Multiple-Choice-Frage bis zum „Seminar“); und schließlich entwickeln sich außerhalb der Wissenschaft eigene populäre Formen der Wissenskommunikation, die deutlich auf die Wissenschaft zurückwirken („Video-Tutorials“, Leistungsrankings oder *science slams*).

Diese Entwicklungstendenzen sind jedoch eingebettet in eine bestehende institutionelle Struktur, die ihnen durchaus Widerstand entgegenstellt. Das zeigt sich sehr deutlich am Beispiel der Wissenschaft. Weil die Wissenskommunikation immer mehr eigene Formen findet, die keiner wissenschaftlichen Legitimation bedürfen, entsteht hier ein Konflikt um Grenzen, Entgrenzung und Autonomie der Wissenschaft. Dieser Konflikt rührt durchaus an den Grundfesten des Wissens, geht es doch um die Frage, ob Wissen strukturierten und entsprechend geordneten Prinzipien folgt, die den begründeten Kriterien einer institutionalisierten wissenschaftlichen Kritik unterworfen werden können, oder ob das Wissen entgrenzt wird, sodass es zwar, wenigstens innerhalb demokratischer Gesellschaften, immer mehr soziale Kreise einbezieht und jedem „zur Verfügung“ steht, seine Inhalte und die Kriterien seiner Bewertung aber in der Kommunikation verflüssigt werden.

²³ Ich schließe hier an dem Konzept der populären Religion an. Vgl. Hubert Knoblauch, *Populäre Religion*, Frankfurt/M.–New York 2009.

Daniela Pscheida

Wissen und Wissenschaft unter digitalen Vorzeichen

Was haben Sie getan, als Sie zuletzt etwas nicht oder nicht genau wussten? Rein theoretisch ließe sich hier eine breite Palette unterschiedlicher Quellen und Vorgehensweisen benennen: vom Gespräch mit einer Freundin oder dem Kollegen über den Anruf beim Experten oder einer Informationshotline bis hin zum Blick ins Nachschlagewerk, das rasch aus dem Regal gezogen wird. Die meisten Personen würden aber vermutlich angeben, den gesuchten Begriff

zunächst erst einmal in den Suchschlitz der Suchmaschine ihrer Wahl eingegeben zu haben – zumindest dann, wenn sie grundsätzlich über eine Internetverbindung verfügen. Das World Wide Web nimmt so gesehen eine bevorzugte Stellung ein, wenn es um die Beschaffung von Informationen geht. Es ist, wenn man so will, ein von vielen präferierter „guter Informant“.¹ Das ist inzwischen alltäglich. Dennoch liegt in dieser simplen Beobachtung der Veränderung von gesellschaftlichen Handlungsgewohnheiten der Hinweis auf umfassendere Wandlungsprozesse, denn hier geschieht mehr als die Substitution eines Mediums durch ein anderes.

Wer mittels einer Suchmaschine im Netz recherchiert, dem geht es in der Regel um eine schnelle Orientierung zum Gesuchten. Dabei geht der Suchende davon aus, dass das Internet hier tatsächlich hilfreich sein kann. Die Motivation zur Suche im Netz erwächst also zum einen aus einer einfachen und unkomplizierten Zugriffsmöglichkeit, zum anderen aber auch aus der Erfahrung, dass die dort verfügbaren Informationen im Allgemeinen

Daniela Pscheida

Dr. phil., geb. 1980; Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Medienzentrum der TU Dresden; Koordinatorin des ESF-Projekts „eScience – Forschungsnetzwerk Sachsen“ und Leiterin des Clusters E-Learning; Technische Universität Dresden, Medienzentrum/Standort Strehlemer Straße (BSS), Abteilung Medienstrategien, 01062 Dresden. daniela.pscheida@tu-dresden.de

ausreichend für das aktuelle Informationsbedürfnis sind. Tatsächlich hat sich das World Wide Web innerhalb nur weniger Jahre zu einem Informationsreservoir von historischem Ausmaß und geradezu leitmedialer Dominanz entwickelt; ein Ort, an dem das Wissen der Welt wie nirgends sonst und niemals zuvor gebündelt und zugänglich wird. Zugleich ist das World Wide Web aber auch ein Ort, an dem neue Spielregeln für den Umgang mit Wissen gelten.

Wissen und Gesellschaft – Wissen in Gesellschaft

Dabei lässt sich gar nicht ohne Weiteres davon sprechen, dass es sich bei den im Rahmen einer Suchanfrage im Internet gefundenen Informationen auch um Wissen handelt, denn Wissen kann weder gespeichert noch übertragen werden. Der Weg von der Information hin zum Wissen stellt vielmehr einen individuellen Verarbeitungs- beziehungsweise Aneignungsprozess dar.¹ Wissen ist demnach stets Produkt der kognitiven Leistung eines Menschen.

Gleichwohl leben, handeln und denken Menschen im Allgemeinen nicht in absoluter Isolation, sondern sind mehr oder weniger fest in die Strukturen einer Gesellschaft eingebunden. Auf diese Weise erhält auch das individuelle Wissen eine soziale Komponente, weil die Art und Weise, wie wir Informationen aufnehmen und verarbeiten (können), gesellschaftlich und damit auch kulturell vorgeprägt ist.² Diese kulturelle Vorprägung drückt sich etwa in der Diskursordnung einer Gesellschaft aus, die regelt, wer, wann und unter welchen Bedingungen zu welchem Thema etwas sagen darf oder eben nicht.³ Mani-

¹ Vgl. Edward Craig, Was wir wissen können, Frankfurt/M. 1993, insb. S. 43.

² Diese aus der Kognitionspsychologie stammende und oft auch in Form eines Stufen- oder Pyramidenmodells dargestellte Unterscheidung zwischen Informationen als strukturierte und kontextualisierte Daten und Wissen als erfahrungs- und bedeutungsverknüpfte Informationen bildet die Grundlage des Wissensmanagements in Organisationen.

³ Vgl. Peter L. Berger/Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt/M. 2004 (1966).

⁴ Vgl. Michel Foucault, Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt/M. 2003 (1974); ders., Archäologie des Wissens, Frankfurt/M. 1981 (1973).

fest wird sie aber auch anhand der Organisationen und Institutionen einer Gesellschaft, die diese Machtstrukturen der diskursiven Praxis reproduzieren und stützen.

Eine zentrale Institution im Diskurs um das Wissen in unserer Gesellschaft stellt die Wissenschaft dar. Das System Wissenschaft hat ein engmaschiges Netz aus Normen, Regeln, Strukturen, Rollenmustern und Vorgehensweisen (Methoden) entwickelt, das nicht nur ihren eigenen Erhalt sichert, sondern auch eine ganz bestimmte Kultur des Umgangs mit Wissen hervorgebracht hat.⁵ Diese Kultur des Wissens hat nicht nur Gültigkeit für die Wissenschaft selbst, sie hat sich vielmehr weit in die (Alltags-)Gesellschaft hinein ausgebreitet. Zu ihren Kernmerkmalen gehören der Anspruch auf Objektivität und strenge Rationalität eines als gültig anerkannten Wissens sowie die Orientierung auf ein professionelles Expertentum.⁶

Vorgeprägt ist die soziale Wirklichkeit aber auch und vielleicht noch entscheidender durch die Medien, die Informationen speichern und prozessieren, soziale Kommunikation ermöglichen und zugänglich machen und damit Gesellschaft gewissermaßen überhaupt erst entstehen lassen. Das strukturierende Potenzial liegt dabei im Medium selbst begründet, das in entscheidender Weise die Wahrnehmung von Informationen prägt. So kann das Aufkommen eines neuen Mediums die Struktur und das Denken von Gesellschaften grundlegend verändern.⁷ Die mediengeschichtliche Forschung hat sich hier beispielsweise sehr intensiv mit der Bedeutung der Einführung des Buchdrucks für den gesellschaftlichen Wandel von der Frühen Neuzeit hin zur Moderne auseinandergesetzt, wobei hier auch die Entstehung der modernen akademischen Wissenschaft eine wichtige Rolle spielt.⁸

⁵ Vgl. dazu etwa Peter Weingart, Wissenschaftssoziologie, Bielefeld 2003, S. 7–39.

⁶ Vgl. Daniela Pscheida, Das Wikipedia-Universum. Wie das Internet unsere Wissenskultur verändert, Bielefeld 2010, S. 167–182.

⁷ Vgl. beispielsweise Harold A. Innis, The Bias of Communication, Toronto 1999 (1951); Marshall McLuhan, The Gutenberg Galaxy: The Making of Typographic Man, Toronto 2002 (1962).

⁸ Vgl. Elizabeth L. Eisenstein, Die Druckerpresse, Wien–New York 1997 (1983); Michael Giesecke, Der Buchdruck in der frühen Neuzeit, Frankfurt/M. 1994.

Internet als Leitmedium der digitalen Wissensgesellschaft

Prägend für die Wissenskultur unserer gegenwärtigen westlichen Gesellschaften ist zweifellos das Internet. Innerhalb nur weniger Jahre ist es zu einem zentralen Medium der Selbstvergewisserung über die Welt geworden. Die große Stärke des Internet ist dabei, dass es rund um die Uhr und an theoretisch jedem Ort zugänglich ist. Mobile Endgeräte wie Smartphones und Tablet-PCs intensivieren diese Eigenschaft noch. Das Internet bedient zudem unterschiedslos alle Interessenbereiche; alles ist rasch und unkompliziert digital auffind- und abrufbar. Dass dies so ist, ist freilich kein Zufall, denn unsere Gesellschaft hat kollektiv ein großes Interesse daran. Und: Sie stellt sich zugleich mehr und mehr darauf ein.

Wenn man so will, leben wir inzwischen in einer digitalen Wissensgesellschaft – verstanden als die konsequente Fortschreibung der Wissensgesellschaft mit digitalen Mitteln. Das Konzept der Wissensgesellschaft⁹ markiert die westlichen Gesellschaften seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als „wissenszentrierte Gesellschaften“, in denen Wissen und wissensbezogene Tätigkeiten zu einem immer zentraleren Element wirtschaftlicher Wertschöpfung werden.¹⁰ Die zunehmende ökonomische Bedeutung des Produktionsfaktors Wissen bringt aber auch weitere Änderungen mit sich, etwa die beschleunigte Entstehung neuen Wissens. Daraus wiederum folgt nicht nur, dass zugleich auch bestehende Wissensbestände rascher verfallen und die sogenannte Halbwertszeit des Wissens sinkt; die beschleunigt neu entstehenden Wissensbestände zeichnen sich auch dadurch aus, dass aufgrund einer zugleich zunehmend dezentralisierten Wissensproduktion konkurrierende und sich bislang gegenseitig sogar ausschließende Wissensbestände zeitgleich nebeneinander existieren und plurale Deutungsmöglichkeiten liefern (Vervielfachung und Vervielfältigung). Es ist als einzelnes Individuum heu-

te also weder möglich, einen Überblick über den gesellschaftlichen Wissensbestand zu behalten, noch an einem einmal erworbenen Wissen festzuhalten. So konfrontiert uns die digitale Wissensgesellschaft mit der Herausforderung einer gesellschaftlichen Lebensrealität, die ein prinzipielles Bewusstsein für die Vielgestaltigkeit und Veränderbarkeit des Wissens voraussetzt sowie die permanente Bereitschaft jedes Einzelnen, diesem Umstand flexibel und zugleich effektiv Rechnung zu tragen.¹¹

Das Internet als Informationsmedium antwortet nun in einzigartiger Weise auf diese Anforderungen, indem es sowohl die Zugänglichkeit und Verfügbarkeit der sich beständig erweiternden und verändernden Wissensbestände gewährleistet, als Partizipationsmedium aber auch die Gestaltbarkeit von Wissen strukturell bereits enthält. In diesem Sinne fungiert das Internet geradezu als Leitmedium der digitalen Wissensgesellschaft, denn es greift ein gesellschaftliches Bedürfnis nicht nur auf, sondern verhilft diesem zugleich auch zu neuer Geltung und verstärkt es ähnlich einem Katalysator. Im Ergebnis dieses Wechselspiels entstehen neue Rahmenbedingungen für die gesellschaftliche Wissenskultur.¹²

„Wikipediatisierung“ des Alltagswissens

Die öffentliche Diskussion um den digitalen Wandel des Wissens, dessen Bedeutung und Auswirkungen setzte etwa zeitgleich mit dem Aufkommen des Begriffs des Web 2.0¹³ ein und steht in engem Zusammenhang mit dem Schlagwort der „Amateurlkultur“.¹⁴ Hatte sich das Internet seit Anfang der 1990er Jahre bereits mit durchschlagendem Erfolg als Medium zur tagesaktuellen Information sowie zum Austausch elektronischer Post (E-Mail) etabliert, kamen nun zunehmend Websei-

⁹ Vgl. u.a. Uwe H. Bittlingmayer, „Wissensgesellschaft“ als Wille und Vorstellung, Konstanz 2005.

¹⁰ Vgl. dazu exemplarisch Daniel Bell, *The Coming of Post-Industrial Society. A Venture in Social Forecasting*, New York 1999 (1973).

¹¹ Vgl. D. Pscheida (Anm. 6), S. 214–221, S. 240–244.

¹² Vgl. ebd., S. 283–291.

¹³ Vgl. dazu etwa Tom Alby, *Web 2.0: Konzepte, Technologien, Anwendungen*, München 2007.

¹⁴ Vgl. dazu in positiver Lesart Ramón Reichert, *Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechnik im Web 2.0*, Bielefeld 2008; in negativer Lesart Andrew Keen, *The Cult of the Amateur*, New York 2008.

ten auf, die auch von unerfahrenen Personen ohne Kenntnis von Programmiersprachen bearbeitet und mit Inhalten gefüllt werden konnten. Dies war der Durchbruch für das Internet als massenmediales Teilnehmungsmedium. Fortan waren nicht mehr nur die redaktionell erstellten und gepflegten Einträge offizieller Institutionen und Einrichtungen im Netz präsent, auch die Gedanken, Meinungen und Alltagsgeschichten von Privatleuten fanden Eingang in die Datenflut des World Wide Web – mit strukturell relevanten Folgen für das Wissen.

Das Web 2.0, das heißt die Einführung von Anwendungen, die den Nutzer unmittelbar an der Herstellung von Webcontent beteiligen und die gerade daraus ihren Mehrwert beziehen, hat die Grenze zwischen Produzent und Konsument von Inhalten zumindest potenziell aufgehoben.¹⁵ Blogs und soziale Netzwerke, aber auch Wikis und Foren sind Orte der Kommunikation und des oft intensiven Informationsaustauschs zwischen den verschiedensten Personen. Dabei macht es grundsätzlich betrachtet keinen Unterschied, ob man Laie ist oder ausgewiesener Experte. Mit anderen Worten: Die Rollenmuster Experte und Laie bleiben zwar weiter erhalten, doch sind diese nicht mehr festgelegt beziehungsweise vordefiniert. Jeder kann situativ die Rolle des Laien und/oder die des Experten einnehmen.

Das Paradebeispiel für diese fluide Form des kollektiven Laien-Expertentums ist die Online-Enzyklopädie Wikipedia.¹⁶ Seit 2001 entsteht durch das Engagement einer großen Zahl freiwilliger Autorinnen und Autoren das inzwischen größte Nachschlagewerk der Welt. Wikipedia beeindruckt aber nicht nur aufgrund ihrer Größe beziehungsweise der Vielzahl und Aktualität der darin zusammengetragenen Fakteninformationen. Beeindruckend ist vor allem, wie rasch und nachhaltig sich die Wikipedia als favorisierte Informationsquelle im Netz

¹⁵ Vgl. Axel Bruns, *Blogs, Wikipedia, Second Life, and Beyond. From Production to Producership*, New York 2008.

¹⁶ Vgl. D. Pscheida (Anm. 6), insb. Kapitel V; Peter V. Brinkemper, *Die Wikipediatisierung des Wissens*, in: *Telepolis* vom 15. 6. 2008, online: www.heise.de/tp/artikel/28/28010/1.html (18. 6. 2008). Siehe auch www.bpb.de/wikipedia (8. 4. 2013) (*Anm. d. Red.*).

durchsetzen konnte und damit sogar Giganten wie den Brockhaus ernsthaft ins Wanken brachte.

Laut der Ergebnisse der ARD/ZDF-Online-Studie 2012 nutzen 72 Prozent der deutschsprachigen Onlinenutzer ab 14 Jahren die Wikipedia gelegentlich, 30 Prozent sogar regelmäßig.¹⁷ Dabei scheint die Attraktivität der Wikipedia gerade bei den jüngeren Zielgruppen (Schüler und Studierende) besonders hoch zu sein. So bescheinigte eine Untersuchung des Karlsruher Instituts für Technologie 2011 Google und Wikipedia „eine herausragende Rolle für die Nutzung im Studium“, denn sie „weisen unter den Informationsdiensten sowohl die höchsten Nutzungs- als auch Zufriedenheitswerte auf“.¹⁸

Die Bildungsinstitutionen Schule und Universität stehen der Nutzung der Wikipedia als Informationsquelle in der Regel allerdings skeptisch gegenüber. Grund dafür ist der Mangel an Verlässlichkeit der in den Artikeln zu findenden Informationen. Da jeder jederzeit Eintragungen und Änderungen vornehmen kann, ist die Qualität nicht garantiert. Zwar wurde in verschiedenen Vergleichsstudien nachgewiesen, dass die Wikipedia klassischen Enzyklopädien in diesem Punkt keineswegs nachsteht,¹⁹ doch ist die Skepsis in gewisser Hinsicht durchaus angebracht. Denn die Benutzung der Wikipedia bedeutet, dass man die in ihr herrschenden Prämissen des Umgangs mit Wissen akzeptiert oder wenigstens in Kauf nimmt. So waren die klassischen Enzyklopädien, die als ledergebundene Nachschlagewerke die Regale der Bibliotheken und privater Wohnzimmer

¹⁷ Vgl. Katrin Busemann/Christoph Gscheidle, *Web 2.0: Habitualisierung der Social Communities*, in: *Media Perspektiven*, 7–8 (2012), S. 380–390.

¹⁸ Michael Grosch/Gerd Gidion, *Mediennutzungsgewohnheiten im Wandel*, Karlsruhe 2011, S. 63, online: <http://digbib.ubka.uni-karlsruhe.de/volltexte/1000022524> (5. 4. 2013). Vgl. auch Bernd Kleimann/Murat Özkilic/Marc Göcks, *Studieren im Web 2.0*, HISBUS-Kurzinformation 21/2008, S. 7, online: <https://hisbus.his.de/hisbus/docs/hisbus21.pdf> (9. 6. 2009).

¹⁹ Vgl. Michael Kurzidim, *Wissenswettstreit*, in: *c't*, 21 (2004), S. 132–139, online: www.heise.de/kiosk/archiv/ct/2004/21/132 (6. 6. 2009); Jim Giles, *Internet Encyclopaedias Go Head to Head*, in: *Nature*, 438 (2005), S. 900f., online: www.nature.com/nature/journal/v438/n7070/full/438900a.html (6. 6. 2009).

füllten, nicht nur physisch an das Medium des gedruckten Buches gebunden. Sie waren auch strukturell durch und durch Sprösslinge der Buchkultur und damit auch einem buchkulturellen Wissensmodell verhaftet, das sich nicht zuletzt durch eine klare redaktionelle Trennung zwischen den schreibenden Experten und den sich lesend informierenden Laien auszeichnete und dadurch die hohen Standards der Wissenschaftlichkeit – Objektivität und Rationalität – gewährleisten konnten. Die Wikipedia nun überwindet neben den Grenzen des bedruckten Papiers (wodurch sie ein Vielfaches an Inhalten aufnehmen kann) auch jene der buchkulturellen Wissensprinzipien, indem sie etwa auf einen redaktionellen Prüfprozess vor Veröffentlichung verzichtet.²⁰ Dieser Schritt ist im Sinne der demokratischen und partizipativen Internetkultur nur konsequent, im Rückgriff auf den buchkulturell geprägten Begriff der Enzyklopädie ist er problematisch oder wenigstens irritierend, denn die Online-Enzyklopädie à la Wikipedia weicht damit vom klassischen Gattungsverständnis ab und definiert dieses neu.

Digitale Wissenschaft

Neben dem Wandel im allgemeinen gesellschaftlichen Umgang mit Wissen vollziehen sich auch im Inneren der Wissenschaft seit einiger Zeit weitgreifende Veränderungen. Der dabei verschiedentlich beschworene Paradigmenwechsel²¹ ist eng verwoben mit dem 1999 von John Taylor in seiner damaligen Funktion als Director General of Research Councils in the UK Office of Science and Technology eingeführten Begriff der E-Science. E-Science, so Taylor, bezeichne neue Arbeitsmodelle in der Wissenschaft, die durch die Schaffung und den Einsatz leistungsfähiger technologischer Infrastrukturen einerseits sowie die Zunahme globaler Kooperationen zwischen Menschen und Ressourcen andererseits gekenn-

zeichnet seien.²² Etwa zur gleichen Zeit stellte der Wissenschafts- und Technikforscher Michael Nentwich die These auf, dass Informations- und Kommunikationstechnologien alle Bereiche der Wissenschaft – die Wissensproduktion ebenso wie die interne Zirkulation des Wissens sowie dessen externe Weitergabe – in entscheidender Weise beeinflussten und somit nicht nur die Arbeitsformen grundlegend verändern werden, sondern auch zu qualitativen Umformungen innerhalb des wissenschaftlichen Systems führen werden.²³ Das Entscheidende an Nentwichs Ansatz ist dabei die deutliche Hervorhebung der strukturellen Veränderungen innerhalb der Wissenschaft, die dort, wo es um das Thema E-Science geht, meist nicht zuallererst im Blick sind. Im Vordergrund stehen hingegen oft eher quantitative Aspekte: Was die bundesdeutsche Entwicklung betrifft, so ging es in den vergangenen zehn Jahren zunächst vor allem um die Förderung des Einsatzes von sogenannten Grid-Technologien in der Wissenschaft. Ziel dieser Förderung war und ist die Her- und Bereitstellung leistungsfähiger Forschungsinfrastrukturen auf der Basis der Nutzung verteilter Rechenkapazitäten und des Zusammenschlusses verteilter Daten und Ressourcen. Einen Schwerpunkt bildete dabei zunächst die Verwaltung und Verarbeitung großer Datenmengen (*big data*). So förderte die sogenannte D-Grid-Initiative des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) zwischen 2005 und 2012 insgesamt über 30 Projekte mit einem Finanzvolumen von mehr als 100 Millionen Euro.²⁴

Analytisch interessant und relevant ist der Fakt, dass Forschungsinfrastrukturprojekte und der Einsatz von Hochleistungsrechnern zu Forschungszwecken eine datenintensive Wissenschaft begründen, in welcher die Technik selbst zunehmend zum Akteur im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess wird. Diese Beobachtung bewegte den amerikani-

²⁰ Zwar existieren in der deutschsprachigen Wikipedia seit Mai 2008 gesichtete Artikel-Versionen. Die Sichtung bezieht sich jedoch lediglich auf eine allgemeine Prüfung auf Vandalismus. Das ebenfalls angedachte Konzept der geprüften Artikel-Versionen wurde bislang noch nicht umgesetzt.

²¹ Vgl. Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/M. 1973 (1967), insb. S. 104–122.

²² Vgl. Tony Hey/Anne Trefethen, *e-Science and its Implications*, in: *Phil. Trans. R. Soc. Lond. A*, 361 (2003), S. 1809–1825.

²³ Michael Nentwich, *Cyberscience: Die Zukunft der Wissenschaft im Zeitalter der Informations- und Kommunikationstechnologien*, MPIfG Working Paper 6/1999, online: www.oew.ac.at/ita/ebene5/wp-mpifg.pdf (24. 8. 2012).

²⁴ Vgl. Alexander Gerber/Denis Hartmann, *Die Säulen des Supercomputing*, hrsg. vom BMBF, Berlin 2011, S. 15ff.

schen Informatiker Jim Gray Ende des ersten Jahrzehnts unseres neuen Jahrtausends zu der These, hier zeichne sich ein viertes Paradigma der Wissenschaft ab: Nach der (1) auf Anschauung und Beobachtung basierenden Wissenschaft der Antike (*observational science*), der (2) modell- und theoriebasierten Wissenschaft der akademischen Moderne (*analytical science*) sowie der (3) computer-gestützten und auf komplexen Simulationen beruhenden Wissenschaft (*computational science*) seien wir nun ins Zeitalter der *data exploration*, der E-Science eingetreten, die Theorie, Experiment und Simulation vereine.²⁵

Der Weg hin zur E-Science als „datenintensiver Wissenschaft“ ging zunächst von den Natur- und Technikwissenschaften aus, da dort zuerst ein verstärkter Einsatz von Simulationen und ein enormer Zuwachs an Daten stattfand. Aber auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften gibt es inzwischen zahlreiche Projekte und Initiativen in Richtung E-Humanities. Hier geht es längst nicht mehr nur um den Aufbau digitaler Datenbanken zur Langzeitarchivierung und für den zeit- und ortsunabhängigen Zugriff auf verteilte Ressourcen (*digital humanities*), sondern auch um die Entwicklung von Algorithmen und Systemen zur Analyse digitaler Daten (*computational humanities*). Dies verändert den Charakter dieser Wissenschaftsbereiche, finden doch bislang nicht vorhandene Ansätze, Konzepte und Methoden Eingang in die Fachkultur.²⁶

Zunehmend ist die Frage zentral, wie Daten beziehungsweise Ressourcen und Anwender zusammengebracht werden können – wie also zwischen beiden zu vermitteln ist, denn eine der größten Herausforderungen der datenzentrierten Wissenschaft ist es, die entstehende Datenflut in sinnvoller Weise zu beherrschen. Auch dies ist im ersten Schritt eine technische Aufgabe, genauer: eine Aufgabe der Entwicklung geeigneter Schnittstellen, im technischen Sprachgebrauch auch Middleware genannt. Große Hoffnungen ge-

²⁵ Vgl. Jim Gray, eScience: A Transformed Scientific Method, in: Tony Hey/Stewart Tansley/Kristin Tolle (eds.), *The Fourth Paradigm. Data-intensive Scientific Discovery*, Redmond 2009, S. xviii.

²⁶ Vgl. Gerhard Lauer, Digital Humanities – die anderen Geisteswissenschaften, in: SAGW-Bulletin, 1 (2012), Dossier Digital Humanities und Web 2.0, S. 54, online: www.sagw.ch/sagw/oeffentlichkeitsarbeit/bulletin/bulletin2011-2012.html (3. 4. 2013).

hen hier in Richtung semantischer Lösungen. Intensiv wird daher seit Jahren an Ontologien und Möglichkeiten zur einheitlichen Meta-Beschreibung von Inhalten und deren sinnlogischer Verknüpfung geforscht.²⁷

Doch auch und gerade unter den Bedingungen einer zunehmend digitalisierten Wissenschaft stellen die sozialen Beziehungen zwischen den an Wissenschaft beteiligten Personen einen zentralen Faktor dar. Zwar erfahren die Bereiche Interaktion und Kommunikation auch innerhalb der Wissenschaftscommunity durch das Web 2.0 neue Impulse und höchstwahrscheinlich auch eine Intensivierung, doch zeichnen sich auch neue Herausforderungen ab.

Die erste Herausforderung betrifft die organisationalen Strukturen und Mechanismen des Systems Wissenschaft. Die digitale Wissenschaft verlangt nach Offenheit und Transparenz sowie der Bereitschaft, Daten und Ideen in einem möglichst frühen Stadium der Erkenntnisgewinnung mit anderen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, aber auch Personen außerhalb der Wissenschaft zu teilen und gemeinsam an möglichen Lösungen zu arbeiten. Diese Haltung steht den klassischen Strukturen des Wissenschaftssystems jedoch entgegen. So reibt sie sich etwa mit den klassischen Mechanismen der wissenschaftlichen Anerkennungskultur, die im Hinblick auf den Erwerb von Reputation nach wie vor darauf setzen, eine Erkenntnis als erstes und in einschlägig bekannten und prominent rezipierten Organen veröffentlicht zu haben. Die Preisgabe von Informationen im Vorfeld der eigenen Publikationen – auch zu Kooperationszwecken – muss in diesem Sinne eher als hinderlich, wenn nicht gar gefährlich betrachtet werden.

Die zweite Herausforderung verweist auf ein erkenntnistheoretisches Problem im Kontext der Digitalisierung von Wissenschaft. David Weinberger stellt in seinem Buch „Too big to know“ die These auf, dass sich der wissenschaftliche Wissensbegriff grundlegend

²⁷ Als ein weiterer Trend ist „Citizen Science“, die gezielte Einbindung von interessierten Laien in die Analyse und Auswertung, aber auch Sammlung wissenschaftlicher Daten, zu nennen. Vgl. beispielsweise www.galaxyzoo.org und <http://fold.it/portal> (8. 4. 2013).

wandeln müsse.^{P28} Grund dafür sei vor allem die Tatsache, dass die mithilfe ausgeklügelter Messinstrumente unaufhörlich gesammelten und von Computern verwalteten Datenbestände inzwischen viel zu groß und komplex geworden sind, als dass diese mit Modellen oder Theorien weiterhin sinnvoll zu erfassen und zu strukturieren wären.^{P29} Weil wissenschaftliches Wissen zunehmend im Netz prozessiert wird, so die zentrale Kernaussage Weinbergers, nimmt es auch zunehmend die Eigenschaften des Netzmediums an und wird offen für Kooperationen mit neuen Akteuren und widerstreitende Deutungen – verliert damit zugleich aber auch an Autorität und Eindeutigkeit.^{P30} Das verändert nicht nur das institutionelle Gefüge Wissenschaft, sondern auch und gerade das wissenschaftliche Wissen selbst. Erkenntnis, so ließe sich zusammenfassen, ist nicht länger ein Produkt, sondern geht im Prozess auf.^{P31} Das ist weit mehr als die bloße Veränderung von Arbeitsprozessen und Handlungspraxen. Stattdessen deutet sich hier die Notwendigkeit an, den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess grundlegend neu zu denken.

Dem Wandel begegnen

Bleibt die Frage, wie sich dem digitalen Wandel des Wissens in seiner Vielgestaltigkeit begegnen lässt. Das große Versprechen des digital prozessierten Wissens ist zweifellos dessen Gestaltungspotenzial. Dieses Versprechen als Chance für sich nutzen zu können, setzt jedoch entsprechende Kompetenzen voraus, die durch die Schaffung geeigneter digitaler Lern- und Erfahrungsräume systematisch ausgebildet werden müssen. Vor allem aber ist es notwendig, den Wandel in aller Klarheit wahrzunehmen und als solchen zu verstehen. Hier kann die Analyse noch längst nicht als abgeschlossen betrachtet werden.

^{P28} Vgl. David Weinberger, *Too Big to Know. Rethinking Knowledge Now That the Facts Aren't the Facts, Experts Are Everywhere, and the Smartest Person in the Room is the Room*, New York 2011, S. 123.

^{P29} Vgl. ebd., S. 123 ff., insb. S. 127.

^{P30} Vgl. ebd., S. 123.

^{P31} Vgl. ebd., S. 155 f.; A. Bruns (Anm. 15), S. 27 f.; D. Pscheida (Anm. 6), S. 443.

Christiane Bender

Die Geburt der Wissensgesellschaft aus dem Geist des Kalten Krieges

In Deutschland bestimmt der Begriff der In nachindustriellen Wissensgesellschaft den Diskurs über die Identität unserer Gesellschaft. Der Begriff

ist vielversprechend und erweckt Hoffnungen: Wenn wir in einer Wissensgesellschaft leben, sind wir dann vor einem Rückfall in ideologische Verblendungen

geschützt? Der Wunsch nach einer Gesellschaftsordnung, in der Vernunft und Wahrheit herrschen, ist tief in der Bevölkerung verankert, nachdem im 20. Jahrhundert die Saat der menschenverachtenden Ideologien, die entlang der Begriffe „Rasse“ und Klasse erdacht wurden, so viel Leid und Zerstörung angerichtet hat. Außerdem schürt dieser Begriff bei vielen Berufstätigen, bei Schülern und Studierenden die Erwartung, über den Erwerb von Wissen gesellschaftlich aufzusteigen. Aber sind diese Hoffnungen tatsächlich begründet? Bildungspolitiker appellieren gern im Namen der Wissensgesellschaft an jüngere Generationen, sich mehr und besser zu qualifizieren. Immer neue Reformen des Bildungs- und Ausbildungssystems treiben Lehrende und Lernende zu zusätzlichen Leistungen an. Von ihnen wird im Kontext von Globalisierung und im Wettbewerb mit internationalen Wissenseleiten ein hoher persönlicher Einsatz verlangt.[!] Doch wie tragfähig ist der Begriff der Wissensgesellschaft und wo kommt er überhaupt her?

Christiane Bender

Dr. rer. pol. habil. Dr. phil.,
Dipl.-Soz.; Professorin an der
Helmut-Schmidt-Universität der
Bundeswehr Hamburg, Holsten-
hofweg 85, 22043 Hamburg.
bender@hsu-hh.de

Amerikanischer Entstehungskontext

In den 1960er Jahren verwendete der US-amerikanische Politikwissenschaftler Robert E. Lane als Erster den Begriff der Wissensgesellschaft (*knowledgeable society*), der Ökonom

Peter Drucker sprach vom Wissensmanagement und der Philosoph Michael Polanyi vom impliziten Wissen (*tacit knowledge*), das unserem Handeln zugrunde liegt. Populär wurde der Begriff der Wissensgesellschaft 1973 durch den Bestseller „The Coming of Post-Industrial Society“ von Daniel Bell.[¶] Es sorgte sogleich für Furore und avancierte zur sozialwissenschaftlichen Pflichtlektüre an US-amerikanischen und deutschen Hochschulen, insbesondere als Alternative zur Exegese der Schriften von Karl Marx. Ohne den zeitgeschichtlichen Kontext ist die Bedeutung von Daniel Bell und seines Konzepts von der nachindustriellen Wissensgesellschaft nicht zu verstehen.

In den USA löste der technologische Vorsprung der Sowjetunion in der Weltraumforschung, der durch die erfolgreiche Entsendung des Sputniks und der ersten bemannten Kapsel in den Weltraum offensichtlich wurde, einen Schock aus. Der Überlegenheitsanspruch der westlichen Gesellschaften, mit der Kombination von Kapitalismus und Demokratie den Systemwettbewerb im Kalten Krieg zu gewinnen, schien gefährdet. Die Diagnose lautete damals: Zu wenige Menschen werden am gesellschaftlichen Fortschritt beteiligt und engagieren sich dafür. Infolgedessen reagierten die Vereinigten Staaten mit einer gewaltigen Bildungsexpansion. Das Pentagon entwickelte neue Speicher- und Kommunikationssysteme, um schneller größere Mengen von Daten zu verarbeiten und zu vernetzen – die Vorläufer des heutigen Internets.

Bereits im Zuge der Sozialreformen des „New Deal“ unter Franklin D. Roosevelt wirkten die US-amerikanischen Sozialwissenschaften, unter pragmatischen Vorzeichen, an der wissenschaftlichen Planung von Politik mit. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es darum, die Sozialwissenschaften noch intensiver in die Ausrichtung der amerikanischen Innen- und Außenpolitik einzubeziehen. Die Erwartungen waren jedoch sehr widersprüchlich: Einerseits sollten die Sozialwissenschaften die normativen Grundlagen des amerikanischen Wegs reflektieren

[¶] Vgl. Bundesministerium für Bildung und Forschung, Deutschlands Rolle in der globalen Wissensgesellschaft stärken, Berlin 2008.

[¶] Daniel Bell, *The Coming of Post-Industrial Society. A Venture in Social Forecasting*, New York 1973 (dt. Übersetzung: *Die nachindustrielle Gesellschaft*, Frankfurt/M.–New York 1975).

(freiheitliche Demokratie, Pragmatismus, Individualismus) und diese gegen die kommunistische Propaganda in Anschlag bringen. Andererseits sollten sie mit einem modernen Weltbild an die Stelle von Ideologien treten. Ein solches Weltbild müsste ein Gesamtprojekt mit optimistischen Zukunftsperspektiven für alle Bevölkerungsschichten enthalten. Wissenschaftler und Politiker träumten zeitweise gemeinsam von rationaler Steuerung und Kontrolle sozialer Bewegungen. Hier kommt Daniel Bell ins Spiel.

Daniel Bell – Journalist, Organisator, Vordenker

Daniel Bell wurde 1919 geboren und verlebte seine Kindheit auf der Lower East Side von New York, immer gefährdet durch Armut und Gewalt. Nach der High School studierte Daniel Bell am City College in New York. Dort traf er auf Melvin Lasky, Irving Kristol, Seymour Martin Lipset und Irving Howe, alle ungefähr im gleichen Alter. Damals verstanden sie sich als antistalinistische Trotzkisten und bildeten, so würden wir heute sagen, ein Netzwerk.[¶] Dieses Netzwerk blieb über die weiteren Etappen ihrer politischen Karrieren intakt. Am City College schloss Bell mit einem Bachelor in Sozialwissenschaften ab und studierte anschließend an der Columbia University. Seine berufliche Karriere begann Bell als Journalist und Herausgeber linker Publikationsorgane wie „New Leader“, „Fortune“ und „The Public Interest“, teilweise gemeinsam mit den schon genannten Kommilitonen. Hier veröffentlichte er bereits die Thesen, die sich später in seinen Büchern finden. Nach einiger Zeit an der Universität von Chicago arbeitete er wieder als Journalist und widmete sich ab 1959 seiner Karriere als Professor für Soziologie an der Columbia University.

Da Daniel Bell sich schon früh für Politik interessierte, kam er wie selbstverständlich mit den New York Jewish Intellectuals

[¶] Seymour M. Lipset: 1922–2006, Soziologe; Irving Howe: 1920–1993, Literaturwissenschaftler; Melvin Lasky, 1920–2004, Publizist, Organisator und Herausgeber der Zeitschriften des Kongresses für kulturelle Freiheit „Der Monat“ in Deutschland und des „Encounter“ in Großbritannien; Irving Kristol: 1920–2009, Journalist, wurde vom aktiven Trotzkisten zu einem führenden Kopf der neokonservativen Bewegung in den USA.

in Kontakt. Entstanden in den 1930er Jahren trafen sich in diesem außergewöhnlichen Milieu über zwei Generationen hinweg vorwiegend linke Literaten, Verleger und Professoren, viele von der Columbia University. Zumeist locker organisiert, bildete sich dennoch ein stabiler „Inner Circle“ um die Herausgabe gemeinsamer Zeitschriften, vor allem der „Partisan Review“.^f Bell und sein Netzwerk spielten eine zentrale Rolle. Die gemeinsame Haltung der Gruppe war antitotalitär, kosmopolitisch und liberal-sozialdemokratisch.

In den 1950er Jahren, als Senator Joseph McCarthy Kulturschaffende dem Verdacht auf „anti-amerikanische Umtriebe“ aussetzte, akzentuierten viele der New Yorker Intellektuellen ihre Position neu. Sie definierten sich nun explizit proamerikanisch und antikommunistisch. 1950 wurde der internationale Kongress für kulturelle Freiheit (Congress for Cultural Freedom) in Berlin gegründet, ein Sammelbecken proamerikanisch und antikommunistisch gesinnter Intellektueller. Prominente wie John Dewey, Bertrand Russell, Benedetto Croce und Karl Jaspers gehörten zu den Gründungsmitgliedern. In Deutschland übte der Sozialdemokrat Carlo Schmid über längere Zeit Leitungsfunktionen aus. Neben der Dachorganisation und dem Sitz in Paris wurden weltweit regionale Büros gegründet. Eine zentrale Aktivität bestand in der Herausgabe kulturell und politisch ambitionierter Zeitschriften. Mit Daniel Bell tauchten viele New Yorker Gesinnungsgenossen an einflussreichen Stellen innerhalb der Organisation wieder auf und brachten neben dem Antikommunismus den Konsensliberalismus als gemeinsame Weltanschauung ein. Der Konsensliberalismus strebte eine Synthese von Individualismus und Sozialpolitik in der Tradition des New Deal an. Systemkritik wurde unterlassen und die Vormachtstellung der USA in der westlichen Welt vorbehaltlos anerkannt. Der Kulturhistoriker Michael Hochgeschwender charakterisiert den Kongress als eine von der CIA finanzierte Agentur des Kalten Krieges mit dem Ziel, westliche „amerikanische“ Werte zu vermitteln.^f

Bell kam 1956 nach Paris, um dort die Seminarorganisation des Kongresses zu übernehmen. Der Kongress steckte in einer Krise. Antikommunismus und Antisowjetismus allein reichten für den Transfer westlicher Werte nicht mehr aus. Auf dem Mailänder Kongress gaben Eduard Shils, Melvin Lasky, Michael Polanyi und Raymond Aron zusammen mit Bell eine neue Orientierung aus: die These vom Ende der Ideologie. Rechte und linke Ideologien, vor allem marxistische, seien in ihrer visionären Kraft „erschöpft“. Die Vereinigten Staaten hätten durch Demokratisierung und den Wohlfahrtsstaat die Klassenspaltung überwunden. Die unteren Schichten würden zunehmend am gesellschaftlichen Reichtum partizipieren. Große Weltentwürfe fänden keine Gefolgschaft mehr. Als dann 1960 Daniel Bells Buch „The End of Ideology“^f erschien, avancierte es rasch zum Bestseller. Für die Weltanschauung vieler Mitglieder des Kongresses bildete es das Schlüsselwerk.

Gegen Ende der 1960er Jahre zerbrach der Kongress.^f Bell wechselte 1969 zur Harvard University und lehrte dort bis zum Ende seiner beruflichen Laufbahn im Jahr 1990. Parallel zu seiner Tätigkeit an der Universität engagierte er sich in Stiftungen und in Kommissionen der Regierung zu Fragen des technologischen Fortschritts und der gesellschaftlichen Zukunft. Im Gespräch mit Wolf Lepenies, mit dem er „Correspondence“, das Magazin des Council on Foreign Relations herausgab, warf Bell einen Blick auf sein Leben: „Mit Roosevelt und dem New Deal (...) entstand der Typus des ‚public intellectual‘. Ich wollte immer ein solcher öffentlicher Intellektueller sein, jemand, der auch von den Details der Politik etwas versteht und sich für ihr Alltagsgeschäft interessiert. Freunde von mir sagten: Der Intellektuelle muss kritisch sein. Das genügt mir nicht. Für mich besteht die entscheidende Funktion des Intellektuellen darin, Verantwortung zu übernehmen.“^f

^f Vgl. u. a. Irving Howe, *The New York Intellectuals*, in: *Commentary*, 23 (1968), S. 29–51.

^f Vgl. Michael Hochgeschwender, *Freiheit in der Offensive? Der Kongreß für kulturelle Freiheit und die Deutschen*, München 1998; Frances Stonor Saunders, *Wer die Zeche zahlt ... Der CIA und die Kultur im Kalten Krieg*, Berlin 2001.

^f Vgl. Daniel Bell, *The End of Ideology*, Illinois 1960.

^f Frances St. Saunders (Anm. 5) schreibt, dass die CIA wie ein Kulturministerium agiert habe. Als die „covert actions“ zutage traten, distanzieren sich viele Aktivisten und Sympathisanten vom Kongress.

^f Zit. nach: Wolf Lepenies, *Klassiker zu Lebzeiten*, in: *Die Welt* vom 27.1.2011.

„Nachindustrielle Wissensgesellschaft“ – Tatsache oder ideologisches Konstrukt?

In seinem zweiten Buch „Die nachindustrielle Gesellschaft“ nimmt Bell den Faden seines ersten Bestsellers auf: Griff der Antikommunismus als Grundlage der Mobilisierung und Orientierung der westlichen Intellektuellen zu kurz, und bezog sich die These über das Ende der Ideologie auf den sozioökonomischen und kulturellen Wandel der amerikanischen Gesellschaft, so beantwortet der Autor nun, worauf das anbrechende neue wissenschaftliche Zeitalter beruhe und worauf sich die Bürger einzustellen hätten. Zu berücksichtigen ist, dass die 1970er Jahre des Kalten Krieges durch eine verhaltene schrittweise Entspannungspolitik zwischen West und Ost gekennzeichnet waren. Mit seinen neuerlichen Thesen stiftete der Soziologe einen breiten Konsens zwischen europäischen und US-amerikanischen Sozialwissenschaftlern. Viele Autoren folgten ihm oder hatten bereits in ähnliche Richtung gedacht. Beispielsweise der Ökonom Jean Fourastié, der in seinem Buch „Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts“ die Vision einer humanen Dienstleistungsgesellschaft entwirft. Auch mit Alain Touraine, Colin Clark, Ralf Dahrendorf und Ronald Inglehart bestanden Parallelen. Der Optimismus dieser Autoren lag in der Überzeugung, dass ein Zeitalter, welches durch die rauen Gesetze der Industrie geprägt worden war, seinem Ende entgegen gehe.

Die These vom Wandel der Industriegesellschaft zu einer nachindustriellen Wissensgesellschaft steht im Mittelpunkt von Bells Buch. Der Autor zeichnet darin sozialstrukturelle Veränderungen der Erwerbstätigkeit, der Berufsprofile und der Arbeitsorganisationen nach. Ähnlich wie Jean Fourastié rekonstruiert er drei Phasen eines substanziellen Epochenwechsels vom „Spiel gegen die Natur“ in der Agrargesellschaft über „das Spiel gegen die technisierte Natur“ im Industriezeitalter zum „Spiel zwischen Personen“ in der postindustriellen Gesellschaft (S. 116).¹⁹

Mit dem „Spiel zwischen Personen“ meint Bell, dass Teamarbeit, Besprechungen, Infor-

¹⁹ Diese und die folgenden Seitenangaben beziehen sich auf D. Bell (Anm. 2), dt. Fassung.

mationsaustausch und Diskurse zunehmend das Klima in Unternehmen bestimmen. Anhand umfangreicher empirischer Daten belegt er, dass immer mehr Menschen von Dienstleistungsberufen leben, immer weniger Menschen von manueller Arbeit. Typische Dienstleistungsfelder wie Verwaltung, Gesundheit, Bildung, Forschung und Entwicklung wachsen zusehends. Aber auch Unternehmen, die Güter herstellen, benötigen dafür mehr Dienstleistungen. Tätigkeiten wie kalkulieren, analysieren, entwerfen und entwickeln tragen in einem immer größeren Ausmaß zur Wertschöpfung von marktreifen Produkten bei. Der „Hunger nach Tertiärem“ wird unstillbar, so hat Jean Fourastié diesen Trend dramatisiert. Daniel Bell identifiziert darin vor allem eine wachsende Nachfrage nach akademischem Personal und richtet seine Hoffnungen auf eine neue, sich herauskristallisierende Gruppe von Wissensarbeitern. Diesen Professionals seien ein akademisch geprägter Habitus und eine hohe Problemlösungskompetenz zu eigen, die sie in die Arbeitswelt einbringen. Er vermutet, dass sich die Wissensarbeiter sukzessive zu einer herrschenden Klasse entwickeln, erhebliche Machtvorteile im beruflichen Positiongefüge gegenüber den besitzenden Schichten erobern und deren Einfluss schwächen.

Aus heutiger Sicht wird deutlich: Bell fokussiert in seinem Buch die Gewinner der Bildungsexpansion und verknüpft seine Theorie mit den Interessen der neuen akademischen Eliten. Diese waren damals nicht nur gegen die herrschenden Eliten gerichtet, die ihre Position ihrem Eigentum verdankten, sondern auch gegen Konkurrenten, die aufgrund praktischer Erfahrungen (*learning by doing*), ohne akademische Qualifikationen, aufstiegen. Damit lässt sich der Verdrängungskampf am Arbeitsmarkt in den USA durchaus mit den Folgen der Bildungsexpansion in Deutschland vergleichen.¹⁰ Die Abgänger mit Universitätsabschluss verdrängen die Bewerber mit praktischer Berufsausbildung. Bell vermutet, dass sich neue Konfliktlinien zwischen den professionalisierten Experten und „dem Mann von der Straße“ auftun (S. 136).

¹⁰ Der Einfluss der Theorien von Fourastié und Bell auf die Bildungsexpansion in Deutschland ist groß. Der Begriff der Wissensgesellschaft wird auch gegenwärtig noch durch eine Generation von Bildungspolitikern am Leben gehalten, die mit Bells Thesen akademisch sozialisiert wurde.

Macht der Wissenseliten

Die Verfügung über theoretisches Wissen ist für Bell die zentrale Ressource, aus der sich der ökonomische Fortschritt künftig speisen wird. „Die nachindustrielle Gesellschaft ist in zweifacher Hinsicht eine Wissensgesellschaft: einmal, weil Neuerungen mehr und mehr von Forschung und Entwicklung getragen werden (...); und zum anderen, weil die Gesellschaft immer mehr Gewicht auf das Gebiet des Wissens legt.“ (S. 219) Waren für frühere Gesellschaften Rohstoffe und Energie die wesentlichen Ressourcen, nimmt die Bedeutung des theoretischen Wissens zu und werde zu einem neuen „axialen Prinzip“: „Universitäten, Forschungsorganisationen und wissenschaftliche Institutionen (...) entpuppen sich immer deutlicher als axiale Strukturen der entstehenden neuen Gesellschaft.“ (S. 41)

Produzenten dieses theoretischen Wissens sind vor allem die Universitäten. Sie bilden die Ingenieure und Techniker aus, die die Innovationen in den Unternehmen voranbringen, wie auch die Sozialwissenschaftler mit ihren Kompetenzen zur Steuerung gesellschaftlicher Prozesse. Bei Bell und vielen seiner Zeitgenossen zeigt sich eine immense Faszination gegenüber den damals neuen, zunehmend computergestützten Methoden, die schier unbegrenzte Datenmengen verarbeiten und das Wissen explosionsartig erweitern. Aber nicht nur wegen dieser Methoden gilt für ihn die Wissenschaft als Keimzelle der neuen Gesellschaft. Die besondere Leistung der Wissenschaft besteht für Bell darin, dass es ihr als universitäre Expertenorganisation geglückt sei, sich selbst zu steuern, professionelle Autonomie zu bewahren und das Ethos der Wahrheitssuche zu institutionalisieren: „Die Gemeinschaft der Wissenschaft stellt innerhalb der Zivilisation eine ebenso ungewöhnliche wie einzigartige Institution dar. Sie kennt keine Ideologie (...).“ (S. 278)

Diese Wissenschaftseuphorie lässt Bell ein geschöntes Bild der sogenannten universitären Gelehrtenrepublik zeichnen: Sie rekrutiere ihr Personal selbst und definiere eigene Leistungsstandards. Das Personal werde daran gemessen, sich unermüdlich für den Erkenntnisfortschritt einzusetzen. Die Resultate des einzelnen Forschers kämen vorwiegend der Gemeinschaft zugute. Pro-

blemlösungen würden in Teams durch die Rationalität des besseren Arguments erarbeitet. Als Belohnung für den einzelnen Wissenschaftler fungiere allein Reputation, die Anerkennung in der Gemeinschaft. Bell hofft, dass dieser Geist der Gelehrtenrepublik in die übrige Gesellschaft ausstrahlt. Die akademischen Experten würden nach ihrer Universitätszeit Führungspositionen in Unternehmen und Verwaltungen erobern und dort dem universitären Ethos treu bleiben. Auf diese Weise, so Bells große Hoffnung, tragen sie dazu bei, die alte Industrielwelt zu beerdigen. Diese akademisch qualifizierten Experten bilden für Bell die Trägerschichten und neuen Eliten einer heraufziehenden Wissensgesellschaft. Statt sich in Kämpfen um Macht und Ideologie aufzureiben, würden die Eliten für ein gemeinschaftsorientiertes Arbeitsethos und rationale Strategien zur Bewältigung von Konflikten eintreten.

Hier klingt ein utopisch-ideologischer Entwurf für eine am wissenschaftlichen und technischen Fortschritt orientierte, durchrationalisierte Gesellschaft an. Diese Vorstellung ist als technokratisch kritisiert worden, beruht sie doch auf der Annahme, dass mit einem ungebremsten wissenschaftlich-technologischen Fortschritt alle gesellschaftlichen Herausforderungen der damaligen Zeit zu lösen sind: das Wirtschaftswachstum voranzutreiben, den Systemwettlauf zu gewinnen, die Bevölkerung am Wohlstand partizipieren zu lassen, den Ausbruch sozialer Konflikte zu vermeiden und überkommene Machtpositionen durch rational ausgeübte Herrschaft zu ersetzen. Eine solche Utopie ist zutiefst ideologisch, weil sie die Interessen und die Meinungen einer bestimmten Klasse für die allgemein gültige „objektive“ Wahrheit ausgibt. Dem Expertenurteil wird per se eine höhere Vernunft zugebilligt als dem Diskurs von Politik und demokratischer Öffentlichkeit. Damit tendiert Bell zu einem Modell „expertokratischer Elitenherrschaft“. Aber wer kontrolliert die Experten, bedeutet doch unkontrollierte Macht der Eliten zugleich auch die Ohnmacht der Politik und der Bürger? Bell legt seiner Theorie, nicht weit vom Gesellschafts- und Geschichtsbegriff des Marxismus entfernt, ein deterministisches Fortschrittsmodell zugrunde, welches durch die höhere Vernunft einer elitären Klasse, nicht der Partei, sondern der Akademiker, realisiert wird.

Der Begriff des Wissens ist zwar zentral in Bells Buch, die Definition fällt jedoch eigentümlich blass und konventionell aus: „Wissen ist das, was objektiv bekannt ist, ein geistiges Eigentum, das mit einem (oder mehreren) Namen verbunden ist und durch Copyright oder eine andere Form sozialer Anerkennung (...) seine Bestätigung erfährt.“ (S. 181) An anderer Stelle (S. 178) beschreibt er die Tätigkeit von Experten als Daten sammeln, ordnen, systematisieren, darstellen sowie kommunizieren, experimentieren und urteilen. Bell skizziert hier den Alltag von Wissenschaftlern, vorwiegend von Naturwissenschaftlern.

Der Anspruch vieler Sozialwissenschaftler, kritische Wissenschaft zu betreiben, indem sie die ideologischen Verknüpfungen von Macht, Interessen und Wissen aufdecken, ist bei Bell nicht zu erkennen. Daher halten auch die Soziologen Hartmut Häußermann und Walter Siebel ernüchert fest: „Bei Bell scheint am Ende die vage Vision einer Gesellschaft auf, die von Wissenschaftlern und politischen Technokraten beherrscht wird, eine Vision, die näher am militärisch-industriellen Komplex angesiedelt ist als an optimistischen Vorstellungen von einer Gesellschaft, in der die Menschen ihre Geschicke bewusst lenken.“¹¹

Was ist aus der Bell'schen Vision geworden?

In seinem dritten Bestseller „Die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus“ (1976) beklagt Bell das Auseinanderdriften von Politik, Kultur und Ökonomie. Gesellschaft war für ihn ein Elitenprojekt, soziale Bewegungen und gesellschaftliche Öffnung waren seine Sache nicht. Er sah darin die arbeitsethischen Grundlagen des wirtschaftlichen Erfolgs der westlichen Gesellschaften gefährdet. Bell kritisierte aber auch die Ökonomie, die dem Hedonismus, dem Konsumismus und der Profitgier zu wenig widerstehe. Sich selbst betrachtete er als „Sozialist in der Ökonomie, Liberaler in der Politik, Konservativer in der Kultur“. Im Januar 2011 starb er in Cambridge, Massachusetts. Soziologen wie Daniel Bell, mit Ausstrahlung ins wissenschaftliche, kulturelle und politische System hinein, wurden selten.

¹¹ Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Dienstleistungsgesellschaften, Frankfurt/M. 1995, S. 40.

Im Anschluss an Bell untersucht Robert B. Reich, Arbeitsminister der ersten Clinton-Administration, in seinem Buch „Die neue Weltwirtschaft“ (1991) die soziale Positionierung der Wissensarbeiter. Die Verkleinerung von betrieblichen Stammebelegschaften im Zuge der Globalisierung nach dem Ende des Ost-West-Konflikts hat zur Erosion der amerikanischen Mittelschicht geführt und die Karrieren der Wissensarbeiter in den Unternehmen geschwächt. Statt aufzusteigen, erfahren viele ihren sozialen Abstieg.¹² Reich weist außerdem auf die Zunahme von niedrig qualifizierten und schlecht bezahlten Tätigkeiten in den modernen Dienstleistungs- und Wissensökonomien hin.

Dienstleistungsfelder wie Gesundheit und Bildung, die vielerorts durch klamme öffentliche Haushalte finanziert werden, leiden unter der „Kostenkrankheit“ (William J. Baumol) und geraten massiv unter Druck. Ökonomisierung und Rationalisierung, nicht das „Spiel zwischen Personen“, prägen dort die Realität. Unter diesen Bedingungen gelingt es den Wissensarbeitern immer weniger, ihre sozialen Positionen aufgrund ihrer Expertise zu sichern. Hinzu kommt: Die Wissensebenen in den Unternehmen und Verwaltungen sind zu heterogen, um sich solidarisch zu verhalten. Sie bekämpfen sich gegenseitig mit Rationalisierungsvorschlägen. Gegenwärtig sind wir Zeugen, wie immer mehr Dienstleistungen in industriell gefertigte Systeme und Konsumgüter umgewandelt werden. Diese dramatische Entwicklung trifft besonders das wissenschaftliche Wissen, das aufgrund seiner Abstraktheit und Generalisierbarkeit enteignet, gespeichert und in entpersonalisierter Form als digitalisiertes Expertenprogramm weltweit vertrieben werden kann. Das Internet und die globalen Zugänge zu Informationen bedrohen die räumlichen personalgebundenen Bildungseinrichtungen in ihrer Existenz. Dies hat der Soziologe Jonathan Gershuny mit der These, dass der Weg in die postindustrialisierte Wissensgesellschaft versperrt ist, schon kurz nach dem Erscheinen des Buchs „Die nachindustrielle Gesellschaft“ von Bell prognostiziert: Ihm erschien es wahrscheinlich, dass das Angebot an Dienstleistungen, und

¹² Vgl. Christiane Bender/Hans Graßl, Arbeit und Leben in der Dienstleistungsgesellschaft, Konstanz 2004.

dabei dachte er auch an Universitäten, verschwände. Industriell gefertigte Massengüter würden die Chancen der Individuen optimieren, sich jeder Zeit und an jedem Ort Wissen anzueignen.¹³ Es bleibt eine Frage der Kultur und der Politik, ob die Bürger mit dieser Perspektive einverstanden sind.

Trägt der Begriff der postindustriellen Wissensgesellschaft heute noch zum Verständnis der Gegenwart bei? Die Mehrheit der erwerbstätigen Bevölkerung in modernen Gesellschaften erbringt Dienstleistungen, aber ein stabil bleibendes Drittel arbeitet nach wie vor in der Industrie und sichert damit den materiellen Reichtum der Gesellschaft. Die Probleme des Industriezeitalters wie soziale Ungleichheit, Arbeitslosigkeit, Rationalisierung und Entfremdung bestehen weiterhin. Zunehmend ist davon auch die Wissensarbeit betroffen. Über Lösungsstrategien wird nach wie vor politisch gestritten.

Resümieren wir: Das Konzept der Wissensgesellschaft ist historisch längst aus der Zeit gefallen. Ideologisch war es an die Interessen einer Akademikerschicht gebunden, die im Zuge des Kalten Krieges in den USA aufstieg und einen heutzutage nicht mehr zeitgemäßen Politikstil propagierte. Als Kategorie zur Analyse des dramatischen Wandels und der damit einhergehenden Verwerfungen, denen das Wissen heutzutage gesellschaftlich unterliegt, taugt das Konzept nicht. Dazu wäre nach wie vor zwischen Wahrheit und Ideologie zu unterscheiden. Wissen wird sonst zur Legitimationsformel für alles und nichts. Wer sich nicht durch scheinbar besseres Wissen gesellschaftlich positionieren und inszenieren kann, wird schnell als selbst verschuldet „dumm“ angesehen. Gerade in unserer komplexen Welt haben die Individuen ein großes Interesse an einer Kultur der kritischen Urteilsbildung, an der Fähigkeit zwischen Wahrheit und Scheinwissen zu unterscheiden, um ihren eigenen Weg zu finden. Dabei sollten sie sich nicht auf die Propagandisten der Wissensgesellschaft verlassen.

¹³ Dazu passend: Christoph Drösser/Uwe Jean Heuser, Harvard für alle Welt, in: Die Zeit vom 14. 3. 2013.

Laura Kajetzke · Anina Engelhardt

Leben wir in einer Wissensgesellschaft?

Das Zeitalter der Industrialisierung, der sozialen Ordnung der Industriegesellschaft und der Fähigkeiten und Fertigkeiten, die nötig waren, um es zu bewältigen, steht vor seinem

Ende. Die Grundlagen der sich am Horizont abzeichnenden Gesellschaftsordnung basieren auf Wissen.¹ So beschrieb Anfang des 21. Jahrhunderts Nico Stehr, einer der zentralen Theoretiker der Diagnose „Wissensgesellschaft“, das Aufscheinen einer neuen Gesellschaftsordnung.² Verbunden damit seien neue Formen des Arbeitens, der Lebensstile und der Partizipation an demokratischen Prozessen.

Sollte inzwischen nicht deutlicher erkennbar sein, ob dieser prognostizierte Wandel stattgefunden hat? Ist es so weit? Leben wir in einer Wissensgesellschaft?

Ehe wir uns dieser Kernfrage widmen, treten wir einen Schritt zurück. Warum stellen sich Menschen überhaupt die Frage danach, was die heutige Gesellschaft charakterisiert? Es ist offenbar Orientierung gefragt. Viele Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens unterliegen massiven Umstrukturierungen. Die Erfahrungen eines Rückbaus sozialstaatlicher Leistung und der Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen sind allgegenwärtig. Junge Menschen führen eine andere Existenz als die Elterngeneration, deren Berufsleben noch viel stärker von der „Normalerwerbsbiografie“ geprägt war – ein Wort, das in heutigen

Laura Kajetzke

Dipl.-Soziologin, geb. 1979; Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Allgemeine Soziologie, Institut für Soziologie, Philipps-Universität Marburg, Ketzlerbach 11, 35037 Marburg. laura.kajetzke@uni-marburg.de

Anina Engelhardt

M. A., geb. 1976; Soziologin; Doktorandin am Graduiertenkolleg „Innovationsgesellschaft heute: die reflexive Herstellung des Neuen“, Technische Universität Berlin, Fraunhoferstraße 33–36, 10587 Berlin. anina.engelhardt@innovation.tu-berlin.de

Zeiten fast antiquiert anmutet. Gleichzeitig treten veränderte Konsumgewohnheiten auf den Plan. Durch technische Innovationen haben sich Kommunikationsnetze etabliert, die Bekanntschaften, Freundschaften und Intimbeziehungen von Grund auf anders gestalten. Wenn sich gesellschaftliche Bedingungen für eine Mehrzahl von Menschen erfahrbar wandeln, kommen Zeitdiagnosen ins Spiel. Sie bieten einen schlüssigen Erklärungsversuch an.

Die Diagnose „Wissensgesellschaft“ ist dabei besonders erfolgreich. Die wenigsten Menschen sind überrascht, wenn Bundeskanzlerin Angela Merkel wie selbstverständlich davon spricht, dass Deutschland „in den letzten Jahren auf dem Weg zur Wissensgesellschaft ein ganzes Stück vorangekommen“ sei.[¶] Die Wissensgesellschaft hat sowohl die Vorgängerdia­gnose „Industriegesellschaft“ wie auch alternative Deutungen wie „Risikogesellschaft“, „Multioptionengesellschaft“ oder „Erlebnisgesellschaft“ abgehängt.[¶] Dies legt die Vermutung nahe, dass die mit ihr verbundenen Deutungen eine gewisse Plausibilität aufweisen. Im Anschluss an Diskussionen um Folgen der Globalisierung, einer gestiegenen Bedeutung transnationaler Akteure, der Erschöpfung des Wohlfahrtsstaates oder des umstrittenen Bologna-Prozesses im Hochschulbereich greift die Diagnose „Wissensgesellschaft“ Probleme gesellschaftlichen Wandels unterschiedlicher Praxisfelder auf. Sie ermöglicht

einen positiven Anschluss an diagnostizierte Krisen.[¶]

Einleitend werden wir die Funktionsweise von Zeitdiagnosen skizzieren: Was ist der Anspruch einer solchen Gesellschaftsbeschreibung, wo entsteht sie und wie wirkt sie? Darauf aufbauend wird ein Überblick geboten, auf welche gesellschaftlichen Zustände die Beschreibung Wissensgesellschaft reagiert und wie sich Akteure in verschiedenen sozialen Feldern wie Ökonomie, Politik und Bildung auf diese Diagnose beziehen. Anhand von drei soziologischen Argumentationen wird dann erörtert, wie sich „Gesellschaft“ und „Wissen“ verändert haben, sodass die Rede von der Wissensgesellschaft überhaupt sinnvoll geworden ist. Da die Wissensgesellschaft allerdings keine wahr gewordene Utopie darstellt, sondern auch nach wie vor vorhandene gesellschaftliche Krisen, Probleme und Machtgefälle erklärt werden müssen, werden zusätzlich die Kehrseiten der Gegenwartsgesellschaft thematisiert, um daraufhin kritisch nachfragen zu können, ob sich die sozialwissenschaftlichen Beschreibungsangebote der Frage nach Chancengerechtigkeit in der Wissensgesellschaft angemessen widmen. Abschließend wird ein kurzes Resümee zu Potenzialen und Gefahren gezogen, die von einer solch wirkmächtigen Zeitdiagnose ausgehen.

Wozu sozialwissenschaftliche Zeitdiagnosen?

Die Diagnose vom Zustand der Gesellschaft und die Lösung von gesellschaftlichen Problemen sind von Beginn an zentrale Themen der „Krisenwissenschaft“ Soziologie. In Form von Zeitdiagnosen unternimmt sie den Versuch, systematisch die Wirklichkeit zu ordnen, und erhebt den Anspruch, den Ist-Zustand der Gesamtgesellschaft zu erfassen und zeigen zu können, wohin die Reise geht.[¶] Häufig handelt es sich um einen Diskurs, den Expertinnen und Experten dominieren und

¶ Nico Stehr, Die Zerbrechlichkeit moderner Gesellschaften. Die Stagnation der Macht und die Chancen des Individuums, Weilerswist 2000, S. 11.

¶ Die Diagnose „Wissensgesellschaft“, die bereits in den 1970er Jahren mit Autoren wie Daniel Bell und Peter F. Drucker einen ersten Höhepunkt erfuhr, wurde zu Beginn der 1990er Jahre mit neuen Vorzeichen unter anderem von Nico Stehr reformuliert. Vgl. Nico Stehr, Arbeit, Eigentum, Wissen. Zur Theorie von Wissensgesellschaften, Frankfurt/M. 1994.

¶ Rede von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel beim Empfang der Mitglieder des Wissenschaftsrats am 29. Januar 2009 in Berlin, online: www.bundesregierung.de/Content/DE/Bulletin/2009/01/14-2-bk-wissen.html (20.3.2013).

¶ Vgl. Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986; Peter Gross, Die Multioptionengesellschaft, Frankfurt/M. 2005¹⁰; Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/M.–New York 2005.

¶ Vgl. Anina Engelhardt, Soziologische Gegenwartsdiagnose als Orientierungswissen: Krisenbearbeitung in unsicheren Zeiten?, in: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformation, Wiesbaden 2010 (CD-ROM).

¶ Vgl. Walter Reese-Schäfer, Zeitdiagnose als wissenschaftliche Aufgabe, in: Berliner Journal für Soziologie, 6 (1996) 3, S. 377–390.

legitimieren. Die Zeitdiagnosen, die in diesen Ausführungen im Mittelpunkt stehen, kommen ursprünglich aus den Sozialwissenschaften, sind in andere gesellschaftliche Bereiche eingedrungen und tauchen in veränderter Form in politischen Programmen oder als strategisches Leitbild in der Wirtschaft wieder auf. Sozialwissenschaftliche Gesellschaftsbeschreibungen stellen dabei eine Mischung aus theoretischen Annahmen, vereinzelt Beobachtungen und empirischen Daten dar, gewürzt mit einer Prise Spekulation. Teilweise stützen sie sich auf Statistiken, verdichten aber auch eine Atmosphäre.⁷ Zum großen Teil gehen soziologische Beobachterinnen und Beobachter der Gegenwart problemorientiert vor. Dadurch, dass sie auf Schwellen und Brüche aufmerksam machen, geben sie dem stetigen Wandel von Gesellschaft ein Profil.

Doch woran erkennt man, ob eine Gesellschaftsbeschreibung „recht hat“? Leider ist es unmöglich, objektiv und historisch unabhängig gültige Kriterien für den Wahrheitsgehalt einer Zeitdiagnose zu finden. Für funktional differenzierte Nationalgesellschaften der nördlichen Hemisphäre kann die Plausibilität von Zeitdiagnosen auf zwei Weisen untermauert werden: zum einen über Analysen der prägenden Gesellschaftsbereiche Wirtschaft und Politik, zum anderen mit Blick auf die einzelnen Gesellschaftsmitglieder und darauf, ob eine Zeitdiagnose wie die Wissensgesellschaft in ihren Handlungsorientierungen eine Rolle spielt. Allerdings: Bei allem Verständnis für den nachvollziehbaren Wunsch, eine neutrale, wissenschaftlich abgesicherte Beschreibung gesellschaftlicher Vorgänge zu erhalten, die dabei hilft, die Welt besser zu verstehen, ist eine „reine“ Beschreibung, frei von normativen Implikationen, utopisch.

Tief greifende sozialstrukturelle Veränderungen und eine breite Anerkennung eines Deutungsversuchs dieser Wandlungsprozesse sind die beiden Zutaten, die die Erfolgsgeschichte der Diagnose „Wissensgesellschaft“ maßgeblich begründen. Doch wie wurde ge-

⁷ Uwe Schimank betont, dass „Spekulationen“ auch eine visionäre Stärke der Gesellschaftsbeschreibungen sein können; dabei komme es darauf an „ob spekulative Einschätzungen durch theoretische Plausibilitäten kontrolliert werden“. Uwe Schimank, Soziologische Gegenwartsdiagnosen – Zur Einführung, in: ders./Ute Volkmann (Hrsg.), Soziologische Gegenwartsdiagnosen I. Eine Bestandsaufnahme, Opladen 2000, S. 17.

nau jene Beschreibung in den relevanten gesellschaftlichen Bereichen aufgenommen?

Thematisierung der Wissensgesellschaft in Bildung, Wirtschaft und Politik

Da sich die Themen der Zeitdiagnose „Wissensgesellschaft“ um den wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Wandel durch Wissen sowie um die Bedeutung von Wissen drehen, arbeiten nahezu alle Bereiche der Gesellschaft mit der ihr zur Verfügung gestellten Deutung als Legitimationsgrundlage für die jeweilige erzieherische, (bildungs-)politische und ökonomische Praxis.

Im Bereich der *Erziehung, Bildung und Wissenschaft* wird die Diagnose am häufigsten als unvermeidbare „Krise“ mit dringendem Handlungsbedarf aufgegriffen. Zusätzlich spielt der Begriff des „lebenslangen Lernens“ eine Rolle für Anforderungen an die Individuen in einer Wissensgesellschaft. Das Thema wird auf allen Stufen des Bildungsweges – von der frühkindliche Förderung bis zur Hochschule – angesiedelt. In den Debatten ist dabei strittig, bei wem die gestalterischen Zuständigkeiten liegen: Politik, Schule oder Elternhaus. Daneben werden Fragen der Verantwortlichkeit für Medienkompetenz, die mediale Vermittlung von Wissen und die soziale Gerechtigkeit gestellt. Bedenklich ist, dass in Bezugnahme auf die Zeitdiagnose Wissensgesellschaft Prozesse der Ökonomisierung und Standardisierung von Bildungsprozessen oft als notwendiges Übel dargestellt werden, um auf einem globalisierten Arbeitsmarkt konkurrenzfähig zu bleiben.⁸

In den Feldern *Politik* und vor allem in der *Wirtschaft* werden wissensgesellschaftliche Problemlagen häufiger als Herausforderungen denn als Krise thematisiert. Insbesondere wird Bildung als wichtigste ökonomische Ressource der Gegenwart und Zukunft hervorgehoben. Im Bereich staatlicher Politik findet sich die paradoxe Situation, dass in Bezugnahme auf die vermeintlichen Anforderungen einer sich am Horizont abzeich-

⁸ Vgl. Heike Kahlert, Bildung und Erziehung: Transformationsprozesse sozialer Ungleichheiten?, in: Anina Engelhardt/Laura Kajetzke (Hrsg.), Handbuch Wissensgesellschaft. Theorien, Themen und Probleme, Bielefeld 2010, S. 141–157.

nenden Wissensgesellschaft deregulierende Maßnahmen wie beispielsweise der Abbau sozialer Sicherungssysteme durchgesetzt werden, die faktisch einen Bedeutungsverlust des politischen Feldes bewirken.⁹ Auch ist die beständige Bezugnahme auf die Schlagworte „Innovation“ und „Kreativität“ in Verbindung mit der Wissensgesellschaft zu verzeichnen, inszeniert als anhaltende Handlungsaufforderung an die Akteure, ihre Fähigkeiten und Kompetenzen zu erweitern.

Die Rede von der Wissensgesellschaft erzeugt und verschärft gesellschaftliche Gegensätze. Im Hinblick auf die Arbeitswelt werden „Gewinner“ und „Verlierer“ stilisiert, die als zeitgemäße Vorreiter flexibel und lernbereit sind beziehungsweise als „nicht anpassungsfähig“ und „abgehängt“ stigmatisiert werden. Importiert aus der Diskussion um Ungleichheiten im Bildungssystem verschärft der Verweis auf die Wissensgesellschaft die Dramatik von Inklusions- und Gerechtigkeitsproblemen spezifischer gesellschaftlicher Gruppierungen wie „Kinder mit Migrationshintergrund“ oder „Kinder aus sozial schwachen Familien“. Doch werden Rezepte zur Überwindung der Krise angeboten. Damit wird der Wandel als kontrollierbar dargestellt.

Es sollte deutlich geworden sein, dass die Zeitdiagnose „Wissensgesellschaft“ mehr als eine Beschreibung gesellschaftlicher Verhältnisse ist. Mit ihrer Hilfe werden in den einzelnen sozialen Feldern Verhältnisse *gemacht* und begründet: „Die Formel der ‚Wissensgesellschaft‘ wird selbst zu einem Akteur in diesem Geschehen (...). Sie gewinnt eine überragende ‚Deutungsmacht‘.“¹⁰ Im Folgenden werden wir uns denjenigen sozialwissenschaftlichen Ansätzen zuwenden, die eine solche Durchschlagkraft dieser Zeitdiagnose mit ermöglicht haben.

Gewandeltes Wissen der Wissensgesellschaft: Drei Begründungsfiguren

Den drei Zeitdiagnostikern Nico Stehr, Helmut Willke und Karin Knorr Cetina kommt

⁹ Vgl. Uwe Bittlingmayer, „Wissensgesellschaft“ als Wille und Vorstellung, Konstanz 2005, S. 107 ff.

¹⁰ Rainer Schützeichel, Deutungsmacht: „Wissensgesellschaft“ als self-fulfilling prophecy?, in: A. Engelhardt/L. Kajatzke (Anm. 8), S. 326.

das Verdienst zu, jeweils ein sozialwissenschaftlich gehaltvolles Konzept der Wissensgesellschaft entworfen zu haben, das sich nicht damit begnügt, lediglich einen quantitativen Zuwachs des Wissens zu behaupten. Sie unternehmen den Versuch, die veränderte Qualität gegenwärtigen Wissens in den Blick zu nehmen.

Die zunehmende Zerbrechlichkeit gegenwärtiger Gesellschaften ist die zentrale Beobachtung des Soziologen Nico Stehr. Die moderne Welt sei komplexer geworden als jede Gesellschaftsform vor ihr. Technische Innovationen und wissenschaftliche Erkenntnisse verursachen maßgeblich den gesellschaftlichen Wandel. Stehr kritisiert, dass diese Entwicklung von vielen soziologischen Ansätzen eher pessimistisch beurteilt wird, als ob Wissen sich verselbstständigende und den Menschen wie eine Naturgewalt gegenüber trete. Laut dieser Argumentation sei eine zunehmende Entmachtung und Versklavung des Menschen zu erwarten.¹¹ Dieser negativen Ausdeutung stellt sich Stehr entschieden entgegen. Technisches und wissenschaftliches Wissen mögen der Motor für gesellschaftlichen Wandel sein, doch unterjochen diese Wissensformen die Akteure keinesfalls, da es sich nicht um objektives, stabiles und eindeutiges Wissen handele. Im Gegenteil: Das Wissen sei hochgradig instabil, es werde ständig infrage gestellt, müsse revidiert, erneut angeeignet und angewendet werden. Moderne Gesellschaften zeichnen sich folglich durch die ständige Produktion unsicheren Wissens aus, daraus bestehe ihr neues, wackeliges Fundament. Doch gerade diese Unsicherheit sei es, die den Menschen neue Handlungspotenziale eröffne. Mehr als in jeder anderen Gesellschaftsform zuvor steht Stehr zufolge Akteuren in zerbrechlichen Wissensgesellschaften die Möglichkeit des Andershandelns offen, des Ausbrechens aus Routinen und des Hinterfragens von Selbstverständlichkeiten.¹²

¹¹ Stehr bezieht sich hier auf Argumentationsstränge soziologischer Klassiker wie Max Weber oder Helmut Schelsky. Das dunkel gefärbte Zukunftsbild eines „stählernen Gehäuses der Hörigkeit“ zeichnete Weber bereits in der Gründungsphase seiner Disziplin. Vgl. Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Vollständige Ausgabe, München 2004, S. 200 ff.

¹² Vgl. Nico Stehr, Moderne Wissensgesellschaften, in: APuZ, (2001) 36, S. 7–14.

Der Systemtheoretiker Helmut Willke setzt in seiner Beweisführung, dass die Menschheit sich auf dem Weg in die (Welt-)Wissensgesellschaft befinde, auf der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen an. In einer solchen Gesellschaft seien die einzelnen Funktionssysteme wie Recht, Wirtschaft, Wissenschaft, Politik, Religion und Sport „von wissensabhängigen Operationen durchdrungen“. ¹³ Wissen werde – neben Geld und Macht – zum wichtigsten Steuerungsmedium in den sozialen Systemen. Als zentrale Eigenschaften des gewandelten Wissens hebt Willke hervor, dass es nicht mehr vorrangig der Tradierung von Wissensbeständen diene, sondern in die *Zukunft* gerichtet sei. ¹⁴ Außerdem zeichne es sich durch einen starken *Praxisbezug* aus. Jede Art von „auf Erfahrung gegründete, kommunikativ konstruierte und konfirmierte Praxis“ ¹⁵ enthalte Wissen. Entsprechend verliere es den Nimbus einer überhöhten Seinsart. Kriterium für die Relevanz des Wissens werde *Effizienz* statt Wahrheit. Wissen könne als Ressource im Kampf um Erfolg eingesetzt werden. Weiterhin unterstreicht Willke die enge Verknüpfung von Wissen mit *Nichtwissen*. Jede Form neuen Wissens bringe demzufolge Risiken und damit neues Nichtwissen hervor, wie sich gut an technischen Neuerungen wie militärisch eingesetzten Dronen verdeutlichen lässt. Schließlich diagnostiziert Willke eine *Diffusion* dieses für unsere Gegenwart typischen Wissens in alle gesellschaftlichen Teilbereiche. Wichtige Produzenten und Speicher dieses Wissens seien *lernende Organisationen*, die in der Lage sind, eine eigene Form von Intelligenz aufzubauen.

Einen ganz anderen Pfad der Begründung schlägt die Soziologin Karin Knorr Cetina ein. Ihr Hauptargument zielt auf ein ge-

wandeltes Verhältnis zur Objektwelt. ¹⁶ Die Wissensgesellschaft, die sie umreißt, ist gleichzeitig auch eine postsoziale Gesellschaft, in der soziale Bindemittel wie Klassenzugehörigkeiten, soziale Sicherungssysteme oder die Institution „Ehe“ erodieren. Doch anstatt ein Verschwinden von sozialem Zusammenhalt zu beklagen, interessiert sich Knorr Cetina vielmehr für die neuen Formen der Sozialität, die an die Stelle der alten Beziehungen treten. Objekte werden ihrer Diagnose zufolge immer wichtiger: zum einen für die Vermittlung in menschlichen Beziehungen, zum anderen aber auch als „Beziehungspartner“ selbst. Die Objekte der Gegenwart, die uns im Alltag und Beruf begegnen, seien häufig wissensbasiert und treten in vielerlei Formen auf, beispielsweise als Konsumobjekte, Designerstücke oder Kunstwerke. Sie laden dazu ein, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, stellen gewissermaßen „Beziehungsanforderungen“, aber im Gegenzug helfen sie den Individuen bei ihren Versuchen der Identitätsbildung. ¹⁷ Wissen spiele bei der Veränderung der Gesellschaft hin zu einer postsozialen Wissensgesellschaft eine maßgebliche Rolle. Knorr Cetina vergleicht Wissen mit einem Virus, der sich in die sozialen Beziehungen einnistete und diese umgestalte. ¹⁸ Besonders die Art der systematischen Wissensgewinnung in naturwissenschaftlichen Laboratorien und die Sorgfalt und Neugier, mit der dort die Objekte des Wissens untersucht werden, stehen für Knorr Cetina im Fokus. Das Labor ist in dieser Argumentation die Blaupause für die Wissensgesellschaft: wichtigster Ort der Produktion relevanten Wissens und Vorreiter für eine Art der Wissensermittlung, die sich bis in den alltäglichen Bereich hinein durchsetze.

¹³ Helmut Willke, Wissensgesellschaft. Kollektive Intelligenz und die Konturen eines kognitiven Kapitalismus, in: Hanno Pahl/Lars Meyer (Hrsg.), *Kognitiver Kapitalismus. Soziologische Beiträge zur Theorie der Wissensökonomie*, Marburg 2007, S. 195.

¹⁴ Exemplarisch ist dafür die wissenschaftliche Praxis des Experiments. Prinzipiell geht es um die Erschließung neuer Wissensbestände statt um die Speicherung bekannten Wissens, das in dieser Logik durch aktuelleres Wissen ersetzt wird.

¹⁵ Helmut Willke, *Dystopia. Studien zur Krisis des Wissens in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M. 2002, S. 14.

¹⁶ Sie steht damit in der Tradition der Akteur-Netzwerk-Theorie, die eine stärkere Berücksichtigung der Dingwelt in der Sozialtheorie einfordert und dabei sogar so weit geht, Objekten den Status von Akteuren zuzusprechen, da diese in Interaktionen involviert seien und dabei genauso widerspenstig und eigenwillig sein können wie menschliche Akteure. Neben Knorr Cetina zählen unter anderen Bruno Latour, Michel Callon und John Law zu den bekanntesten Vertretern dieses Ansatzes.

¹⁷ Vgl. Karin Knorr Cetina, *Die Wissensgesellschaft*, in: Armin Pongs (Hrsg.), *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?*, Bd. 2, München 2000, S. 161.

¹⁸ Vgl. dies., *Umriss einer Theorie des Postsozialen*, in: H. Pahl/L. Meyer (Anm. 13), S. 160.

Zerbrechliche Gesellschaften und gesteigerte Handlungsmöglichkeiten (Stehr), wissensbasierte Funktionssysteme und lernende Organisationen (Willke), objektbezogene Sozialbeziehungen, die vom Virus Wissen infiziert sind (Knorr Cetina), stellen hier drei Begründungsfiguren zur Wissensgesellschaft dar, die unterschiedlicher nicht sein könnten, doch haben sie alle gleichermaßen zur Plausibilität und zum Erfolg der Zeitdiagnose „Wissensgesellschaft“ beigetragen.

Schöne neue Wissensgesellschaftswelt?

Die bislang skizzierte Wissensgesellschaft klingt eigentlich recht vielversprechend. Doch was ist mit den Kehrseiten der Wissensgesellschaft? Ermöglicht die Ausbreitung von Wissen in alle gesellschaftlichen Bereiche ein gutes Leben für alle? Anders gefragt: Haben alle Menschen gleichermaßen die Chance, an der Wissensgesellschaft zu partizipieren und von ihr zu profitieren?

Den drei genannten „Promis“ der sozialwissenschaftlichen Diagnose „Wissensgesellschaft“ ist vielfach vorgeworfen worden, die Frage nach Ungleichheit in der Wissensgesellschaft sträflich vernachlässigt zu haben.¹⁹ Dieses Urteil trifft insofern zu, als keiner von ihnen eine solche Sicht auf die Wissensgesellschaft in den Mittelpunkt der Analysen stellt. Ebenso verkürzt wäre es allerdings zu behaupten, dass sie das Thema vollständig ausblenden würden.

Von Stehr wird die emanzipatorische Seite des Wissens im Sinne einer kantisch-aufklärerischen Form der Mündigkeit betont. Wenig hält er davon, gängige Ungleichheitstheorien auf die Sozialstruktur der Wissensgesellschaft anzuwenden, da „die dominanten begrifflichen Kategorien der Ungleichheitstheorien Akteure und Gruppen eher als gefügte, inflexible Kreaturen darstellen, die sich oft nur als Opfer dargestellt sehen und sich in singuläre, dezidierte Strukturen sozialer Ungleichheit verstrickt finden“.²⁰ Einen „Fahrstuhl-Effekt“ konstatiert Stehr in An-

¹⁹ Vgl. U. Bittlingmayer (Anm. 9). Vgl. auch Andrea Bührmann, Legitimation: Wissensgesellschaft als Mantel des Neoliberalismus?, in: A. Engelhardt/L. Kajetzke (Anm. 8), S. 335–345.

²⁰ N. Stehr (Anm. 2), S. 200.

schluss an Ulrich Beck nicht nur im Hinblick auf Arbeit und Lebenslage, sondern auch auf Handlungsalternativen qua Wissen.²¹ Das bedeutet, dass alle gesellschaftlichen Schichten vom jeweiligen sozialstrukturellen Ausgangspunkt eine Etage aufwärts fahren und eine relative Steigerung ihrer Handlungsoptionen erfahren. Aus dieser Perspektive heraus werden Menschen zu aktiven Gestaltern ihres Schicksals, soziale Benachteiligung muss kein unabwendbares Widerfahrnis bleiben. Die Bedeutungszunahme des Wissens führt nach Stehr auch dazu, dass es im Kampf um Ressourcen, Macht und Einfluss zu einer entscheidenden Größe wird. Durch Wissen verstärken sich Ungleichheiten in der Wissensgesellschaft möglicherweise sogar noch, da es als Waffe zur Verbesserung der eigenen Lebenssituation und gegen andere verwendet werden kann.

Auch Willke verneint nicht, dass Ungleichheiten und Machtasymmetrien in der Wissensgesellschaft vorkommen. Die Wissensgesellschaft ist für ihn keine zu realisierende Utopie eines besseren Lebens, sondern eine Kombination aus Atopie (globaler Ortlosigkeit), Dystopie (die Kehrseite der Wissensgesellschaft, bestehend aus Ängsten, Risiken, Krisen) und Heterotopie (der Umgang mit pluralen Wissensordnungen).²² Die „dystopischen“ Seiten der Wissensgesellschaft offenbaren sich vor allem für jene, die den neuen Anforderungen nicht genügen, den – so Willke – „Dummen“ der Wissensgesellschaft. Dies sind einerseits die „regulären Dummen“ mit geringen Intelligenzquotienten oder nicht ausreichender Qualifizierung, andererseits aber auch das „kognitive Proletariat“ beziehungsweise die „neuen Dummen“. Hierbei handele es sich um Menschen mit hoher formaler Bildung, deren Wissensbestände jedoch für die gesellschaftliche Praxis irrelevant seien: „Einige der neuen Heroen der Wissensgesellschaft sind (...) ziemlich seltsame Figuren und in jedem Fall Emporköm-

²¹ Beck bezieht sich hier auf „ein kollektives Mehr an Einkommen, Bildung, Mobilität, Recht, Wissenschaft, Massenkonsum“. U. Beck (Anm. 4), S. 122. Stehr leitet hieraus ergänzend einen Fahrstuhleffekt der Handlungsoptionen ab.

²² Vgl. Helmut Willke, Atopia. Studien zur atopischen Gesellschaft, Frankfurt/M. 2001; ders. (Anm. 15); ders., Heterotopia. Studien zur Krisis der Ordnung moderner Gesellschaften, Frankfurt/M. 2003.

linge. Hacker, Modeschöpfer, Popmusiker, Schönheitschirurgen (...), TV-Moderatoren, Models, (...) oder Tennisspieler fallen die Treppen der Wissensgesellschaft hinauf, weil sie über relevante Erfahrungen in Feldern von großem allgemeinen Interesse verfügen, während zur gleichen Zeit die meisten Schriftsteller, Gelehrten oder sogar Nobelpreisträger völlig unbekannt und einflusslos bleiben.“²³ (Wirtschaftlicher) Erfolg definiert die Gewinnerseite im kognitiven Kapitalismus der Wissensgesellschaft. Das mag offensichtlich ungerecht sein, aber ein soziales Machtgefälle, in dem Wissenseleiten in der Minderheit sind und die „Dummen“ die Mehrheit stellen, sei unvermeidbar, so Willkes Fazit.

Für Knorr Cetina stehen andere Fragen im Vordergrund als jene nach den neu entstehenden Ungleichheiten in der Wissensgesellschaft. Dies liegt an ihrem Erkenntnisinteresse, Wissenskulturen in ihrer Funktionsweise genauer unter die Lupe zu nehmen. Wie ein abstrakter Akteur wie beispielsweise das „globale Finanzsystem“ an konkreten Orten „tickt“, wie sich menschliche und nicht-menschliche (etwa Börsenkurse, Bildschirme) Entitäten miteinander zu sich wechselseitig definierenden Netzwerken verknüpfen, findet sie faszinierender als die Auswirkungen dieses Finanzsystems auf bestimmte Bevölkerungsgruppen. Ihr Fokus liegt dabei stärker auf der Ermöglichung statt auf wirksamen Zwängen, auch wenn sie diese nicht vollständig außer Acht lässt. Ähnlich wie Stehr befürchtet sie, dass eine zu vorschnelle Beurteilung bestimmter gesellschaftlicher Veränderungsprozesse als „Entfremdung“ im Marxschen Sinne übersieht, welchen alternativen Nutzen Akteure aus den gewandelten Interaktionssituationen möglicherweise ziehen. Die Benachteiligten der neuen Gesellschaftsordnung „Wissensgesellschaft“ werden in ihren Analysen zum blinden Fleck.

In Bezug auf die drei erfolgreichsten zeitdiagnostischen Perspektiven zur Wissensgesellschaft lässt sich festhalten, dass die Themen Ungleichheit und Chancengerechtigkeit gar nicht (Knorr Cetina), am Rande (Stehr) oder fatalistisch (Willke) angesprochen werden. Gemein haben die drei Vertreter, dass sie die Rücknahme sozialer Prinzipien zwar feststellen, sich aber wenig oder achselzuckend mit

den Verliererinnen und Verlierern dieser sozialstrukturellen Wandlungsprozesse auseinandersetzen. Auch wird innerhalb des jeweiligen zeitdiagnostischen Gedankengebäudes – mit Ausnahme von Knorr Cetina – nicht reflektiert, welchen Effekt Zeitdiagnosen auf gesellschaftliche Veränderungen haben können.

Fazit: Ambivalenzen der Wissensgesellschaft

Die Beobachtungen hinterlassen ein ambivalentes Gefühl. Einerseits leistet diese Gesellschaftsbeschreibung gerade das, was von einer guten Diagnose erwartet werden sollte: Sie scheint eine überzeugende Anatomie der Gegenwart zu liefern und erfährt deswegen breite Akzeptanz. Zudem betont sie neue Handlungsspielräume der Akteure und neigt nicht zur Schwarzmalerei vieler anderer soziologischer Ansätze, die vor allem auf die Ausweglosigkeit (post-)moderner Verhältnisse hinweisen. Andererseits konnten aber auch die Risiken dieser Beschreibung herausgearbeitet werden, die nicht nur eine aktuelle Situation sprachlich repräsentiert, sondern selbst zur Legitimation sich verschlechternder Verhältnisse herangezogen wird und Politiken der Deregulierung und des Sozialabbaus damit faktisch unterstützt. Das Versprechen, dass in der Wissensgesellschaft mehr möglich ist, hat ein neoliberales Geschmäckle von „selbstschuld, wer diese Möglichkeiten ungenutzt lässt“. Die Zeitdiagnose „Wissensgesellschaft“ oszilliert folglich zwischen Sichtbarmachung von Verhältnissen und der Vereinnahmung durch Interessengruppen, zwischen Aufklärung und Verklärung der Bedingungen, die das gesellschaftliche Leben bestimmen.

Auch wenn die Wissensgesellschaft sich in den gesellschaftlichen Feldern und den sozialwissenschaftlichen Ansätzen in der Regel affirmativ auf die kapitalistische Ordnung bezieht und diese als einzig mögliche aller Welten argumentativ stützt, so hat diese Konstellation aus strukturellen Freisetzungsprozessen und der Bereitstellung von Denkwerkzeugen aber auch das Potenzial zur Unterminierung des Status quo: „Die wissensgesellschaftliche Formation bietet – gleichsam in potenziell selbstdestruktiver Weise – die strukturellen Voraussetzungen, um auch alternatives, konkurrierendes, gegenhegemoniales Wissen über die Ordnung der Gesellschaft zu produ-

²³ H. Willke (Anm. 15), S. 209f.

zieren.“²⁴ Struktur und Semantik der Wissensgesellschaft ermöglichen es, an dem Stuhl, auf dem sie thront, zu sägen.

Nachdem die Diagnose nun bereits seit einigen Jahren dominant ist, gesellen sich inzwischen weitere Labels um die Beschaffenheit der Gegenwartsgesellschaft hinzu: Ob „Innovationsgesellschaft“, „Zeitalter der Beschleunigung“, „Aktivierungsgesellschaft“ oder auch die „erschöpfte Gesellschaft“²⁵ – sie alle wollen die Gegenwart in ihren prägendsten Entwicklungen beschreiben. Jenseits der einzelnen Varianten der Diagnosen ergibt sich daraus jedoch auch ein gemeinsames Bild, auf das die Wissensgesellschaft schon hingedeutet hat. Das Wissen ist nun über Jahrzehnte hin rationalisiert worden und ist im Verlauf dieses Prozesses reflexiver geworden, weil die Entstehungsbedingungen und die allgemeine Gültigkeit von Wissen kritisch untersucht und hinterfragt wurden. Daraus erfolgt ein besonderer Begründungszwang für die Geltung von Wissen, der zum Beispiel als Steuerungsfrage in der Innovationsgesellschaft aufscheint: Die strategische Herstellung von Neuem erfordert eine stetige, auf sich selbst bezogene Begründung des Handelns. Aus dem Blick der Aktivierungsgesellschaft werden die inhärenten und offenen Anpassungsdogmen eines allgegenwärtigen Konkurrenzkampfes möglichst mobiler Arbeitskräfte greifbar.

Diesen Prozess des Nach-, Um- und Weiterdenkens in Gang gesetzt zu haben ist ein Verdienst der Diagnose „Wissensgesellschaft“. Leben wir in solch einer Ordnung? Die Antwort lautet: Ja, aber nicht nur und keinesfalls „alternativlos“. Und wir können uns fragen, in welcher Art von Wissensgesellschaft – mit welchem Wissen, in welchen Machtverhältnissen – wir eigentlich leben wollen.

²⁴ Stephan Lessenich, Arbeit, Beschäftigungsverhältnisse, Sozialstaat, in: A. Engelhardt/L. Kajetzke (Anm. 8), S. 207–217.

²⁵ Vgl. Michael Hutter et al., Innovationsgesellschaft heute – die reflexive Herstellung des Neuen, Technical University Technology Studies Working Papers 4/2011, online: www.ts.tu-berlin.de/fileadmin/fg226/TUTS/TUTS_WP_4_2011.pdf (27.3.2013); Stephan Lessenich, Mobilität und Kontrolle. Zur Dialektik der Aktivierungsgesellschaft, in: Klaus Dörre/Stephan Lessenich/Hartmut Rosa (Hrsg.), Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte, Frankfurt/M. 2009, S. 126–180.

Rembert Unterstell

Science Center: Wissen als Erlebnis

Essay

Sie wird gern herbeizitiert und viel gelobt, gerade in politischen Sonntagsreden und öffentlichen Debatten: die Wissens- oder Wissenschaftsgesellschaft.

Rembert Unterstell

Dr. phil., geb. 1960; Wissenschaftsjournalist und Historiker; Chef vom Dienst der Magazine „forschung“ und „german research“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Kennedyallee 40, 53175 Bonn. rembert.unterstell@dfg.de

Wenn es um den gesellschaftlichen und kulturellen (Werte-)Wandel geht, mögen Chiffren wie „Ego-Kapitalismus“, „Risikogesellschaft“ und „Digitale Leitkultur“ die Denkfiguren der Wahl sein, aber wenn vom „Standort Deutschland“ und dessen Perspektiven gesprochen wird, ist die Losung „Stärkung von Wissenschaft, Forschung und Bildung“ nicht weit. Die „Wissens-“ und „Wissenschaftsgesellschaft“ ist zum Mantra eines aufgeklärten Gemeinwesens und seiner Selbstverständigung geworden, auch wenn meist nebulös bleibt, was damit konkret gemeint ist. Alles nur Fahne und wenig Inhalt?¹

Sicher ist: Begriffe wie „Forschung“, „Wissenschaft“ und „Wissen“ haben einen einschmeichelnden Klang. An der „Wissenschaftsgesellschaft“ von heute und morgen zeigen sich viele interessiert – Forscherinnen und Forscher, Politiker und Infrastrukturplaner, Stifter, Unternehmer und Bürger. Man könnte von einer wachsenden Konsensgemeinschaft sprechen, die der Bedeutung von Fortschritt durch Wissen für unseren Wohlstand das Wort redet. Wer ein zukunftsfähiges Deutschland und eine offe-

¹ Vgl. Manfred Lütz, Bluff! Die Fälschung der Welt, München 2012. Diese Streitschrift des Kölner Psychiaters und katholischen Theologen, die gegen die Vereigentlichung des modernen Lebens antritt, beschreibt die Wissenschaft als unwahre Kulissenwelt, die zum „Welttheater“ (S. 33 ff.) gehöre.

ne Informationsgesellschaft will, so die Devise, setzt auf wissenschaftliche Erkenntnisse.

„Ressource Wissen“

Die Argumentation ist so bekannt wie eingängig: Die postindustrielle Bundesrepublik, ein ressourcenarmes Land, brauche die „Ressource Wissen“ wie die Luft zum Atmen, brauche Erkenntnisfortschritt und Innovation, technologische Entwicklung und wissensbasiertes Handeln. Nur so könnten die drängenden Herausforderungen gemeistert werden. Und für den Einzelnen könne Wissen zu einem Selbstverständnis und zu einer Weltsicht auf der Höhe der Zeit beitragen – und damit einer demokratischen Gesellschaft dienen. Wer wollte diese Einsicht nicht in Stein gemeißelt sehen?

Auch im Medienalltag ist die Deutungshoheit von Forscherinnen und Forschern unübersehbar. Zugespitzt formuliert: Nichts zählt mehr, was nicht „die Wissenschaft“ sagt, was sie beschreibt, bestätigen oder verwerfen kann. Während Großorganisationen wie Parteien, Kirchen und Gewerkschaften in einer tiefen Vertrauenskrise stecken, wird der „Großorganisation Wissenschaft“ weiterhin Grundvertrauen entgegengebracht. So kommt Wissenschaftlern bei Fragen (und auch Pseudo-Fragen) ein gewichtiges Wort zu: Ob über das gesunde Pausenbrot, Kindererziehung in Patchwork-Familien oder die Energiedämmung von Hausfassaden diskutiert wird – Expertise aus Forschermund ist gefragt. Politiker setzen auf Gutachten und Studien, besonders bei strittigen Fragen und zur Akzeptanzgewinnung; man denke nur an die Debatte um die Energiewende. Doch so sehr Expertenwissen schätzenswert ist und unsere Wahrnehmung schärft – zeigt sich darin die viel zitierte Wissenschaftsgesellschaft?

Wo bekommt diese eigentlich ein Gesicht? Wo findet sich Anschauung, die über Stand, Prägekräfte und Charakter dieser Wissenschaftsgesellschaft tatsächlich Auskunft geben könnte? Die These dieses Essays ist, dass sie exemplarisch im Medium des Science Centers ein Gesicht und ihr Profil findet. Science Center sind nicht nur eine der dynamischsten und erfolgreichsten Medien der Wissensgesellschaft, sie sind ebenso Fenster zu vielfältigen Wissenswelten und Spiegel der Wissenschaftsgesellschaft. Sie haben Züge, die sich

zeitdiagnostisch lesen und gesellschaftsanalytisch deuten lassen. Dabei wird sich zeigen, dass gesellschaftliche Erwartungen das Science Center prägen, wie umgekehrt das Science Center die Wissenschaftsgesellschaft mitprägt.

Mediale Wissensgesellschaft

Das Dauerprojekt Wissenschaft ist als kompetenter Problemlöser gefragt. Der „Elfenbeinturm“ ist – zumindest rhetorisch – längst eingerissen und taugt bestenfalls noch zum Schattenkrieger. Doch wie stellt sich der wissenschaftliche Fortschritt in seinem gesellschaftlichen Nutzwert dar? Nicht nur bei den *grand challenges* wie Klimaerwärmung, alter und neuer Armut und den ergrauenden Wohlstandsgesellschaften Europas sind Antworten umstritten oder fehlen ganz; das gilt erst recht für Fortschritte im Kampf gegen Krebs- und neurodegenerative Erkrankungen. Forschung, grundlegende wie angewandte, bleibt eine langfristige und ergebnisoffene Anstrengung. Der wissenschaftliche Fortschritt verläuft, sieht man von der Entwicklung mancher Techniken ab, weder schnell noch geradlinig. Er ist eine Schnecke.

So kann die Wissenschaftsgesellschaft nicht als schattenlose Geschichte des Fortschritts gelesen werden, wohl aber als neue Stufe ihrer Medialisierung und öffentlichen Wahrnehmung. Durch den Aufschwung zu einer medialen Wissensgesellschaft sind Wissenschaft und Wissensfragen wie nie zuvor zu Medienthemen geworden: Hörfunk und Fernsehen zum Beispiel bereiten farbig und unterhaltsam, engagiert und ideenreich das „Abenteuer Wissen“ auf; sie produzieren immer mehr Rate- und Wissensshows und experimentieren mit Science-Formaten. Zum multimedialen Medienauftritt gesellt sich das Entertainment – Sciencertainment liegt im Trend.¹

Weltgewandt: Science Center

Um Sciencertainment geht es auch Science Centern. „Wissenschaftszentrum“ klinge zu

¹ Vgl. Eckart Klaus Roloff, Sciencertainment. Sprachwahl zwischen Hermetik und Populismus, in: Gegenworte, 7 (2001) 1, S. 52–55.

technisch, „Wissenschaftsmuseum“ zu verstaubt, sagen Insider. So soll die Selbstbezeichnung „Science Center“ als Markenname angloamerikanischer Prägung für mehr stehen: Center sind Einladungen in Themen-, Wissens- und Erlebniswelten und als solche im buchstäblichen wie im übertragenen Sinn weltgewandt. Sie, die hauptsächlich Fragen aus natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fächern aufgreifen, haben Konjunktur und finden Zulauf – von Flensburg bis Konstanz, von Köln bis Dresden.

Rückblickend betrachtet, gewann die Bewegung hierzulande an Boden, als in Museen die ersten Mitmachbereiche einzogen: Das Deutsche Technikmuseum in Berlin eröffnete 1982 das „Spektrum“ (seit 1990 „Spectrum Science Center“), das Deutsche Museum in München das „Kinderreich“. Das Anliegen der Science-Center-Bewegung – Wissen zum Anfassen und als Erlebnis zu bieten – war damit in der deutschen Museums- und Ausstellungslandschaft angekommen.^f

Eine neue Stufe der Entwicklung wurde 2000 erreicht, als das „Universum Science Center“ in Bremen seine Türen öffnete. Mit 250 überwiegend interaktiven Exponaten auf 4000 Quadratmetern war es gleich das größte in Deutschland. Es bietet drei „Expeditionen“ zu Mensch, Erde und Kosmos. Nahezu jeder der bisher vier Millionen Besucher hat auf dem „Erdbebensofa“ Platz genommen, das auf Knopfdruck in der Stärke Acht auf der Richterskala rüttelt und schaukelt. An dieses Highlight erinnern sich viele, ebenso wie an die Gestalt des Universums selbst. Den einen bleibt ein gestrandeter Riesenwal, anderen eine fliegende, silberfarbene Untertasse im Gedächtnis. Die futuristische Architektur trug dazu bei, dass das Universum zur Bildikone avancierte und längere Zeit stilbildend wirkte.

Ganz auf dieser Linie präsentiert sich auch das 2005 eröffnete „phaeno“ in Wolfsburg. Es lädt ein in die „Welt der Phänomene“ und erinnert äußerlich an ein gewaltiges, scheinbar schwebendes Betondreieck auf kegelartigen Stützen. Freischwebend geht es auch im Inneren zu. Vorgeschriebene Wege und Ausstel-

^f Vgl. Hendrik Neubauer, *Erlebnis Wissen. Die besten Erlebnismuseen und Science-Center*, Pulheim-Brauweiler 2007².

lungsführer sind unbekannt; Neugier, Schau- und Experimentierlust sollen den Besucher leiten. An über 300 Stationen gibt es Experimente zu Licht und Sehen, Wind und Wetter, Materie und Energie. Der Gast kann leuchtende Gase sehen, einen Tornado auslösen und Magnetschwebbahnen begegnen.

Begegnung ist auch ein Stichwort für das „Klimahaus Bremerhaven 8° Ost“. Es versteht sich als „Wissens- und Erlebniswelt“ zu Klimawandel, Wetter und Klimaschutz. Seit vier Jahren können Besucher eine Reise durch die Klimazonen des achten östlichen Längengrades unternehmen. Bei der virtuellen „Gradwanderung“ über fünf Kontinente, die in Bremerhaven beginnt, werden alle Sinne angesprochen, mal in der schwülen Hitze Kameruns, mal in der Eiskälte der Antarktis. Dabei helfen hautnahe Erlebnissphären und aufwendige Kulissen samt interaktiven Exponaten und Medienstationen. Äußerlich ähnelt das im Alten Hafen von Bremerhaven gelegene Klimahaus einem überdimensionierten Schlauchboot. Mit einer Ausstellungsfläche von fast 11 500 Quadratmetern zählt es zu den größten und derzeit auch zu den erfolgreichsten Science Centern in Deutschland.

Center und „Centermania“

In ihren Arealen weitaus kleiner, aber dennoch ansprechend sind die „Phänomena-Science Center“. Die den Gesetzen der Physik nachspürenden Häuser in Flensburg, Bremerhaven, Lüdenscheid und Peenemünde sind einer Einladung verpflichtet: „Entdecke den Forscher in Dir“. Vergleichbares gilt für das „Odysseum“ in Köln, das sich „Abenteuer-Wissenspark“ nennt und eine Reise durch die Themenwelten „Leben“, „Erde“, „Cyber-space“, „Mensch“ und eine „Kinderstadt“ offeriert.

Profilschärfer ist die „Experimenta“ in Heilbronn, das größte Science Center Süddeutschlands. Es will der Nachwuchsförderung dienen, indem es eine Mitmach-Ausstellung, eine „Talentschmiede“ (zu Auto, Robotik und Forschung) und eine „Akademie junger Forscher“ anbietet. In eine ähnliche Richtung geht die „Experimenta“ in Frankfurt am Main, deren Namen – zusammengesetzt aus Experiment und MINT (Ma-

thematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) – Programm ist. Für stärker fokussierende Häuser steht das „Dynamikum“ in Pirmasens, das seit bald fünf Jahren die Querschnittsthemen „Bewegung“ und „Mechanik“ näherbringt.

Publikumsmagneten sind auch zwei kleinere Center von überregionaler Bedeutung, die besonders wissenschaftsgetrieben sind: Das eine ist das Gießener „Mathematikum“ von Albrecht Beutelspacher. Dieses erste mathematische Mitmachmuseum der Welt bietet für Jung und Alt Mathematik zum Anfassen. Das zweite ist das „Marine Science Center“ von Guido Dehnhardt in Rostock-Warnemünde. Der Zoologe und sein Team erforschen die Sinnessysteme von Meeressäugern, namentlich von Seehunden, und machen ihre Arbeit im Jachthafen von Warnemünde im Wortsinn „einsehbar“.¹⁴

Die „Centermania“ hat auch Nischenanbieter auf die bunte Science-Center-Deutschlandkarte gebracht. Dazu zählen die „Naturgewalten“ in List auf Sylt und die „botanika“, „das erste grüne Science Center“, in Bremen, ferner das schwimmende Science Center „MS Wissenschaft“ der Initiative „Wissenschaft im Dialog“. Auch das erste Science Center mit einem geisteswissenschaftlichen Themenspot ist entstanden: Das „wortreich“ in Bad Hersfeld bietet Wissenswertes rund um Sprache und Kommunikation. Auf den Charme einer besonderen Lokalität setzt schließlich der „Turm der Sinne“. In einem alten Turm der Nürnberger Stadtmauer geht es im „kleinsten Science Center der Welt“ um Leistungen und Täuschungen der menschlichen Wahrnehmung.

Ob im kleinen oder großen Kerngehäuse – Science Center finanzieren sich aus privaten und öffentlichen Töpfen, aus Eigenmitteln, Stiftungsgeldern und öffentlichen Zuwendungen: Alle setzen sie auf Public Private Partnership. Unverzichtbar für das Geschäftsmodell ist das zahlende Publikum, das gewissermaßen mit den Füßen über Wohl und Wehe abstimmt. Wobei der Besucherzuspruch wetterwendisch ist. So haben selbst Vorzeige-Center wie das Bremer Universum

¹⁴ Vgl. Rembert Unterstell, Do It Again, Nick! A visit to Europe's largest pinniped research station in Warnemünde, in: *german research*, 32 (2010) 1, S. 8–11.

und das Bremerhavener Klimahaus aktuell mit Besucherrückgängen zu kämpfen.

In dem Maße, wie sich der Reiz des Neuen verflüchtigt, das Alleinstellungsmerkmal verloren geht und neue Freizeitangebote in der Region locken, werden aus Interessenten weniger schnell Gäste. So müssen Häuser, die wettbewerbsfähig bleiben wollen, sich teilweise neu erfinden. Attraktive Wechselausstellungen oder zusätzliche Event-Angebote sollen es richten. Allgemeiner gesagt: Die Anbieter bewegen sich in einem hoch dynamischen Tourismus- und Freizeitmarkt, der nach immer neuen Angeboten verlangt. Markt- und Konsumlogik gehen auch an Science Centern nicht vorbei.

Wissen zum Greifen nah

Worauf aber gründen Science Center ihren Erfolg? *Ein* Erfolgsfaktor ist die Idee und der Impetus, einen neuen Erfahrungsraum für das „Abenteuer Wissen“ zu schaffen. Das macht Center zu interaktiven Ausstellungshäusern mit Erlebnischarakter; die Grenzen zum Erlebnismuseum sind fließend. Sie sind keine Wissenschaftsmuseen wie traditionelle Universitätsmuseen, und sie sind erst recht keine Forschungsmuseen wie etwa das „Römisch-Germanische Zentralmuseum“ in Mainz, das gleichberechtigt zur Museumsarbeit Forschung betreibt, Forschungswerkstatt und Schaufenster in einem ist. Im Science Center steht alles im Schaufenster – das Depot ist leer – und dreht sich um inszenierte Wissenswelten. „Erlebnis Wissenschaft“ und *hands on* sind entscheidend.

Der Besucher soll in eine Wohlfühlzone kommen – viele Science Center haben Freizeitparkatmosphäre –, wo er betasten und sehen, hören und sprechen, vielleicht auch riechen und schmecken kann. Das Mitmachen mit allen Sinnen zählt ebenso wie die Möglichkeit, spielerisch von Station zu Station zu gehen. Der Interessierte soll auf seinem Weg vom Betrachter zum Experimentator und Entdecker werden. So soll er sich Phänomene und Zusammenhänge erschließen, Aha-Effekte inklusive. Im besten Fall wird aus dem Erleben ein Verstehen, so die Überzeugung.

Diese Vorstellung knüpft an ein Konzept an, das Ende der 1960er Jahre in Kalifornien

entstand: Wissenschaft zum Anfassen. Es war der Physiker Frank Oppenheimer, der 1969 in San Francisco das „Exploratorium“ schuf; das Urmeter aller Science Center weltweit. Schnell fanden sich Nachahmer; Hunderte von Experimentierlabors öffneten in den Staaten ihre Türen. Dann erreichte die Bewegung Skandinavien und Großbritannien, wo sie die *Public-Understanding-of-Science*-Bewegung beflügelte. Mitte der 1980er Jahre erreichte die Welle den deutschsprachigen Raum, spätestens seit der Jahrtausendwende gewann sie an Schwung und Gestaltungskraft. Weltweit gibt es heute schätzungsweise 1000 Science Center – Tendenz weiter steigend.

Wissenschaft zum Anfassen – diese Maxime radiert das aus, was früher auf zahlreichen Hinweisschildern stand: „Berühren verboten“. In eine weitere Perspektive gestellt: Während bis in die 1960er Jahre eine Lebensweisheit der Großelterngeneration für Nachwachsende lautete „Alles Unglück kommt vom Anfassen“,¹⁵ so heißt im Science Center die Devise: „Berühren erwünscht“. Ein Wertewandel unter hedonistischen Vorzeichen ist mit Händen zu greifen. Der emanzipative Zeitgeist hat sich in das Konzept eingeschrieben.

Aufstieg der Event-Wissenschaft

Noch eine weitere Hintergrundfolie kann helfen, die „Centermania“ zu verstehen: der Aufstieg der Event-Wissenschaft. Längst ist die „Eventisierung“ gesellschaftlicher und kultureller Räume mehr als ein Schlagwort. Ob Kleingartenfest, Geschäftseröffnung oder Autorenlesung – nichts und niemand will ohne Event auskommen, der Aufmerksamkeit und Interesse verspricht. Dieser pulsierende Trend ist auch an der Wissenschaft und ihren Trägereinrichtungen nicht vorbei gegangen. Neue Formate der Wissenschaftskommunikation verbinden sich damit.¹⁶ Das Spektrum der Event-Wissenschaft reicht heute vom Wissenschaftsfestival und -theater über *science slams*, Science-Cafés und Nächten der Wissenschaft bis eben zum Science Center. „Interaktion“ und „Erlebnis“, auch schlichtweg „Fun“ sind zu Währungen eige-

¹⁵ Hartmut von Hentig, *Mein Leben – bedacht und bejaht. Kindheit und Jugend*, München 2007, S. 93.

¹⁶ Vgl. Attempto, 19 (2005), zum Schwerpunktthema „Wissenschaft als Event“.

ner Art geworden, haben (Lifestyle-)Qualitäten angenommen.

In eine historische Perspektive gerückt, schärft sich das Bild: Das „Erlebnis Wissen“ hat eine lange Vergangenheit, aber das Science Center nur eine kurze Geschichte. Damit ist gemeint, dass das Erlebnis (genauer: der faszinierte Blick auf Außergewöhnliches) weiter zurückreicht. Es beginnt mit den Kunst- und Wunderkammern im Barock, Raritäten- und Kuriositätenkabinetten, die auf die Sammel Leidenschaft Adelliger zurückgehen. Im Zuge der entstehenden bürgerlichen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert gewinnt das Spektakel neue Dimensionen und Ausdrucksformen: Jahrmarkttheater, zirkensische Schaustellungen, Feuerinszenierungen und Wandermenagerien – Beispiele für Medien einer sich neu formierenden Populärkultur.

Das Science Center als Medium unserer Populärkultur lief wie schon erwähnt Ende der 1960er Jahre an der San Francisco Bay vom Stapel. Für Deutschland gab es allerdings nicht nur amerikanische Vorbilder. Die Berliner „Urania“ wurde vor nunmehr 125 Jahren als erster Volksbildungsverein der Welt mit dem Ziel gegründet, Laien Experimente aus Physik, Mikroskopie und Astronomie nahezubringen.¹⁷ Darauf bezog sich das Berliner „Spektrum“, als es 1982 die ersten *Hands-on*-Experimente anbot. Schließlich kamen transatlantische und deutsche Anstöße zusammen und ließen ein Medium entstehen, das in der „Bildungsrepublik Deutschland“ nur zu gern als außerschulischer Lernort wahrgenommen wird.

Wissen to go?

Doch was ist tatsächlich über das informelle Lernen in Science Centern bekannt? Vor allem, dass die Center-Anhänger die Vokabeln „Lernen“ und „Bildung“ unablässig im Munde führen. Was steckt dahinter? Nach den PISA-Debatten sind viele daran interessiert, Kinder und Jugendliche an die MINT-Fächer heranzuführen, wenn nicht dafür zu begeistern. Schulen und Lehrer, naturwissenschaftliche Institute und Forschende und auch Unternehmer, die einen Ingenieurmangel fürchten, schätzen und fordern eine frühe

¹⁷ Zur „Urania“ als „erstes Science Center der Welt“ siehe www.uraniamuseum.de/die-uraniamuseum-geschichte (16. 3. 2013).

Nachwuchsförderung, MINT-Initiativen für die ganz Kleinen. Den meisten scheinen Bildungseffekte so zweifelsfrei wie das Alphabet. Doch sind sie das wirklich?⁸

Wissenschaftliche Studien zu Science Centern gibt es (noch) nicht. Empirische Untersuchungen und Analysen sowie valide Daten fehlen.⁹ Die Kernfrage, ob und wie eine frühe Begegnung mit Naturwissenschaften und Technik ein besonderes Interesse wecken und später auch die Studien- und Berufswahl beeinflussen kann, ist nicht seriös zu beantworten. So kann nur darüber spekuliert werden, was die „Erwachsenen von morgen“ tatsächlich aus Science Centern mitnehmen. Gibt es überhaupt nennenswerten Erkenntnisgewinn? Es ist paradox, dass eine Einrichtung, die sich mit dem Vornamen „Science“ schmückt, ihre eigene pädagogische Wirksamkeit weder nachweisen noch fundiert Auskunft zu ihrer volkswirtschaftlichen Nützlichkeit geben kann.

So bleiben Science Center in der Praxis hinter ihrem selbst formulierten Anspruch zurück: Wie so oft wird das allgemeine Interesse (sprich: Bildung) für das besondere Interesse (vulgo: Profit) in Anspruch genommen. Science Center sind Wettbewerber in einem umkämpften Freizeit- und Tourismusmarkt. Für Politiker, Regional- und Strukturentwickler verknüpfen sich mit einem Center wirtschaftliche Interessen und Marketingziele. Als „weiche“, aber nachhaltige Standortfaktoren versprechen sich Kommunen und Regionen einen Mehrwert für ihre Wirtschafts- und Tourismusförderung. Es ist kein Zufall, dass in den vergangenen Jahren Häuser zunehmend in kleineren Städten aufgemacht haben. Doch nicht immer erfüllen sich die hochfliegenden Erwartungen.

Nachrichten aus einem Wunderland?

„Erlebnis Wissenschaft“ und popularisiertes Wissen – Science Center werden als Erleb-

⁸ Vgl. Rembert Unterstell, Wissen to go? Science Center und „Centermania“, in: *Gegenworte*, 28 (2012) 2, S. 64–66.

⁹ Ausnahme ist eine mittlerweile veraltete Bestandsaufnahme aus dem Jahr 2001 mit dem Titel „Science Center. Studie im Auftrag des BMBF“, online: www.innovationsundtechnikanalysen.de/publikationen/ita-veroeffentlichungen/scie_cen.pdf (16.3.2013).

nisstätte mit fassbarer Wissenschaft bespielt. Zwar wird das „Erlebnis für alle“ beworben, aber tatsächlich sind Kinder und Jugendliche die wichtigsten, weil größten Zielgruppen. Darauf muss sich eine Ausstellungsdidaktik auf Augenhöhe einstellen, wenn Megathemen wie „Leben“, „Erde“ „Kosmos“ aufbereitet werden. Doch der Popularisierbarkeit sind Grenzen gesetzt. Zugestanden wird das selten. Science Center inszenieren ein strahlendes, fast schattenloses Bild von Naturwissenschaften und Technik; sie erwecken den Eindruck, Nachrichten aus einem Wissenschaftswunderland kabela zu können.

Sicher: Das Wissenswerte wächst, vor allem auf den ersten Blick. So haben Genetiker und Biologen seit der Jahrtausendwende das menschliche Genom entschlüsselt, Physiker ein „Gottesteilchen“ gefunden und Archäologen die bislang frühesten Überreste menschlicher Kulturen in Mexiko entdeckt. Das ist – je für sich genommen – großartig. Aber mehren solche Sensationen auf den zweiten Blick unser Wissen zu fundamentalen Fragen (Woher kommen wir? Was macht Leben aus?), um die es auch in Science Centern geht? Der Basler Biochemiker Gottfried Schatz geht argumentativ noch weiter, wenn er betont: „Die Erkenntnisse der Naturwissenschaften nähern sich heute den Grenzen menschlicher Vorstellungskraft und verlieren das Vermögen, unser inneres Leben zu bereichern.“¹⁰ Auch wer diese Sichtweise nicht teilt, muss anerkennen, dass die aufgeklärte Gesellschaft von Unwissen umstellt ist, gerade mit Blick auf die großen Menschheitsfragen.

Zwischen den beiden Flügelpositionen – einem selektiv-positiven Wissenschaftsbegriff hier und einem grundsatzskeptischen dort – hilft möglicherweise eine pragmatische Haltung weiter, die über die Frage führt: Was kann so schlimm daran sein, in Wissens- und Erlebniswelten einzutauchen? Die Antwort: Für den Einzelnen wenig, aber für die Gesellschaft mehr, weil sie – auch durch andere Medienangebote der Wissensgesellschaft – auf einen uneingeschränkt positiven Begriff von Wissenschaft geeicht wird. So gedeihen überzogene Erwartungen, Illusionen und Wunschdenken.

¹⁰ Zit. nach: Beat Grossrieder, Die Unwissensgesellschaft, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 27.8.2012, S. 12.

Seismograf der Wissensgesellschaft

Ein Reflex solchen Wunschenkens ist die leicht entflammable Bildungsrhetorik im Zusammenhang mit dem „Lernort Science Center“. Dabei geht es nüchtern betrachtet nicht um Lernen im Sinne eines Wissens *to go*, schon gar nicht um vermittelbares Expertenwissen, sondern weitaus mehr um die Bestärkung einer Geisteshaltung: einer Grundhaltung des Interesses an der Welt, die neugierig macht und neugierig hält, eine Haltung der Offenheit und der Nachfrage, die die Lust am Neuen mit dem Drang zum Wissen-Wollen verbindet. Das ist freilich eine Einstellung, die nicht spezifisch durch Science Center befördert wird. Aber wie so oft könnten die indirekten Wirkungen folgenreicher sein als die direkten.

Wenn sich der tatsächliche Stand der Wissenschaftsgesellschaft daran bemisst, was in die Köpfe und Herzen der Menschen kommt,¹¹ dann steht diese erst am Anfang ihres Weges. *Im Science Center* geht es um das Erlebnis Wissen, überformt vom Bedürfnis nach guter Unterhaltung und abwechslungsreicher Freizeitgestaltung. *Am Science Center* indessen zeigt sich anschaulich, wie ein Medium zu einer Bühne und zu einer (Wunsch-)Kulisse für die Wissensgesellschaft geworden ist.

Auf dem Weg in die sich weiter entfaltende Wissensgesellschaft mit ihren schnell wachsenden Angeboten greifen Information und Unterhaltung ineinander. Das „Erlebnis Wissenschaft“ findet hier eine stabile Grundlage. Gesicht und Profil der Science Center werden von zwei Kräften geprägt: von der Verwissenschaftlichung der Gesellschaft *und* der Vergesellschaftung der Wissenschaft. Diese komplementären Impulse tragen Dynamik und Wandel in die Wissensgesellschaft im Allgemeinen und in Science Center im Besonderen. Das Medium Science Center ist ein sensibler Seismograf.

¹¹ Vgl. Ernst Peter Fischer, *Die andere Bildung. Was man von den Naturwissenschaften wissen sollte*, München 2001², S. 427.

Peter Wehling

Soziale Praktiken des Nichtwissens

Etwas nicht zu wissen, und vor allem etwas nicht wissen zu *wollen*, muss in unseren vermeintlichen „Wissensgesellschaften“

als höchst bedenklich erscheinen, als Ausdruck von Verantwortungslosigkeit, geistiger Trägheit oder ideologischer Engstirnigkeit. Umso überraschender mag es wirken, dass sich auch und gerade in den gegenwärtigen Gesellschaften eine erstaunliche Vielfalt von sozialen Praktiken des mehr oder weniger bewussten und gewollten Nichtwissens beobachten lässt. Gänzlich verfehlt wäre es, wollte man solche individuellen wie kollektiven Praktiken des Ignorierens, der Geheimhaltung, der Anonymisierung oder des Vergessens als Restbestände vormoderner Gesellschaften oder „traditionaler“ Mentalitäten abtun. Wie ich in diesem Beitrag an zwei prägnanten Beispielen, dem „Recht auf Nichtwissen“ in der Medizin und der Anonymisierung von Bewerbungen um Arbeitsplätze, erläutere, handelt es sich dabei in vielen Fällen um eine rationale und reflektierte Antwort auf Probleme, die aus der Wissensdynamik moderner Gesellschaften oder aus den Ambivalenzen bestimmter Formen des Wissens entspringen. Bevor ich dies näher begründe, stelle ich zum besseren Verständnis zunächst einige allgemeinere soziologische Überlegungen zum vielschichtigen Wechselspiel von Wissen und Nichtwissen in den heutigen Gesellschaften vor.

Peter Wehling

PD Dr. phil.; Soziologe; Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät, Universität Augsburg, Universitätsstr. 2, 86159 Augsburg.
p.wehling@t-online.de

Mehr Wissen, mehr Nichtwissen

Dafür, dass wir angeblich in einer Wissensgesellschaft leben, ist in jüngster Zeit auffallend viel vom Nichtwissen die Rede.¹² Erstaunlich

¹² In zahlreichen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen ist seit einigen Jahren eine intensive Beschäftigung mit Nichtwissen zu beobachten. Um

ist dies allerdings nur, solange man der oberflächlichen und naiven Vorstellung verhaftet bleibt, jeder Zunahme von Wissen entspreche eine proportionale Abnahme des Nichtwissens. Tatsächlich jedoch ist das Wachstum des gesellschaftlichen Wissens in vielfältiger Weise mit einer *Zunahme* und daraus folgend mit einem Bedeutungsgewinn und Bedeutungswandel des Nichtwissens verknüpft. Man hat es also nicht mit einer starren Dichotomie von Wissen hier und völliger Unwissenheit dort zu tun,[¶] sondern im Gegenteil mit der wechselseitigen Bedingtheit und Verflochtenheit je unterschiedlicher Formen des Wissens und Nichtwissens in sozialen Praktiken.

Soziologisch weiterführend ist es, Nichtwissen danach zu unterscheiden, inwieweit den handelnden Akteuren bewusst ist oder verborgen bleibt, was sie nicht wissen; inwieweit Nichtwissen ausdrücklich gewollt oder gänzlich unbeabsichtigt ist („man konnte es nicht besser wissen“); und inwieweit Lücken und Grenzen des Wissens bloß vorübergehend oder aber dauerhaft sind (oder zu sein scheinen). Auch hier besteht das Ziel nicht in der Gegenüberstellung vermeintlich eindeutiger und scharf getrennter Typen des Nichtwissens; vielmehr sind diese Differenzierungen darauf ausgerichtet, auch und gerade Zwischenformen zu erfassen, wie bloß geahntes Nichtwissen oder fahrlässig, durch Mangel an Interesse und Sorgfalt aufrechterhaltenes, aber nicht be-

nur zwei neuere Beispiele zu nennen: Cynthia Townley, *A Defense of Ignorance. Its Value for Knowers and Roles in Feminist and Social Epistemologies*, Lanham u.a. 2011; Casey High/Ann H. Kelly/Jonathan Mair (eds.), *The Anthropology of Ignorance. An Ethnographic Approach*, New York 2012.

[¶] Dies unterstellt beispielsweise Nico Stehr, Mut zur Lücke. Zur Emanzipation des Nichtwissens in der modernen Gesellschaft, in: Kursbuch 173/2013, S. 164–178. Es scheint diese Fehlinterpretation zu sein, die Stehr zu der erstaunlichen These verleitet, die gesamte Debatte der vergangenen rund 30 Jahre beschäftige sich mit einem „Mythos“. Bemerkenswerterweise setzt Stehr seinerseits an die Stelle der Unterscheidung von Wissen und Nichtwissen eine fragwürdige Dichotomie von Wissen, verstanden als „Handlungsvermögen“, und Informationen, die „uns nicht in die Lage versetzen, etwas in Gang zu setzen“ (ebd., S. 170). Diese letztlich normativ bestimmte Hierarchie von Wissen und Information erweist sich analytisch als ausgesprochen unplausibel, denn selbst höchst differenziertes und reflektiertes Wissen, etwa historisches Wissen, befähigt uns keineswegs immer, „etwas in Gang zu setzen“, während scheinbar banale Informationen durchaus unsere Handlungsfähigkeit steigern können.

wusst gewolltes Nichtwissen. Die genannten Unterscheidungen bieten zudem ein fruchtbares analytisches Instrumentarium, um zu untersuchen, wie die sozialen Akteure selbst in je spezifischen Handlungskontexten ihr eigenes Nichtwissen oder die Wissenslücken anderer wahrnehmen und bewerten. Beobachten lässt sich dann, dass Nichtwissen, sein „Ausmaß“, seine Gründe und möglichen Konsequenzen gesellschaftlich äußerst kontrovers gedeutet werden. In jedem Fall stellt sich in dem Maße, wie wir erkennen, dass Nichtwissen weder vollständig vermeidbar ist noch per se irrational und schädlich sein muss, die Frage nach dem Umgang damit in neuer Weise; sie könnte künftig sogar zu einem Schlüsselproblem unserer Gesellschaften werden. Die lange Zeit vorherrschende Auffassung, Nichtwissen könne und solle durch beständiges Wissenswachstum immer weiter zurückgedrängt oder gar ganz „eliminiert“ werden, hat inzwischen jedenfalls entschieden an Plausibilität und Überzeugungskraft eingebüßt.

Idealtypisch können zwei Formen der Verknüpfung und wechselseitigen Steigerung von Wissen und Nichtwissen unterschieden werden: Zum einen nimmt Nichtwissen als *nicht intendierte* Folge der wissenschaftlichen Wissensdynamik zu, zum anderen wächst gleichzeitig die Bedeutung von Formen des *bewussten* und *gewollten* Nichtwissens. Das inzwischen fast schon klassische Beispiel für den ersteren Zusammenhang, die unbeabsichtigte Erzeugung von Nichtwissen, stellt das sogenannte Ozonloch dar, die massive Schädigung der schützenden Ozonschicht in der oberen Erdatmosphäre durch Fluor-Chlor-Kohlenwasserstoffe (FCKW).[¶] Als um 1930 die industrielle Herstellung und Nutzung dieser synthetischen Chemikalien begann, wurden sie durchaus auf bekannte Risiken wie Toxizität und Entflammbarkeit überprüft. Doch niemand wusste oder ahnte damals, dass die FCKW gerade wegen ihrer viel gerühmten chemischen Stabilität bis in die Stratosphäre aufsteigen und dort eine verheerende Wirkung entfalten würden. Erst mehrere Jahr-

[¶] Ebenfalls nennen könnte man den „Contergan-Skandal“ aus den später 1950er Jahren, also die gravierenden, nicht selten sogar tödlichen Schädigungen menschlicher Föten durch das als besonders sicher vermarktete Schlafmittel Contergan. In diesem Fall wird bis heute eine intensive Debatte darüber geführt, inwieweit diese fatalen Nebenwirkungen tatsächlich unvorhersehbar und unvermeidbar waren.

zehnte später wurde der zugrunde liegende Kausalzusammenhang theoretisch erschlossen und schließlich Mitte der 1980er Jahre auch empirisch nachgewiesen.

Wie dieser Fall eindrucksvoll unterstreicht, ist es die Wissenschaft selbst, die neues Nichtwissen hervorbringt, weil sie die möglichen Folgen ihrer eigenen Erkenntnisse und darauf gestützter Technologien niemals vollständig antizipieren kann. Der britische Wissenschaftstheoretiker Jerome Ravetz sprach deshalb schon vor mehr als 20 Jahren treffend von „wissenschaftsbasiertem Nichtwissen“ (*science-based ignorance*) und vermutete, dieses werde sogar schneller zunehmen als unser Wissen.^f Überdies steht das lange Zeit unerkannte Ozonloch für die beunruhigende Erkenntnis, dass wir häufig nicht nur nicht wissen, welche Konsequenzen wissenschaftlich-technische Innovationen haben könnten, sondern auch keine Ahnung davon haben, wann und wo diese Folgen auftreten werden. Wir können deshalb noch nicht einmal gezielt danach suchen und haben somit keinerlei Gewissheit, sie rechtzeitig entdecken zu können.^f

Weshalb und inwiefern trägt die Wissensdynamik der gegenwärtigen Gesellschaften dazu bei, dass Formen und Praktiken eines bewussten „Nicht-Wissen-Wollens“ (worauf ich mich im Weiteren konzentrieren werde) an Bedeutung und Attraktivität gewinnen und sich damit allmählich auch die negative Wahrnehmung des Nichtwissens zu ändern beginnt? Es lassen sich (mindestens) drei Problemzusammenhänge unterscheiden, in denen eine Aufwertung des intentionalen Nichtwissens zu beobachten ist: Aktives Nichtwissen dient erstens als Abwehrreaktion gegen die Überlastung durch zu viel Wissen, zweitens als Schutz vor belastendem Wissen sowie drittens als Antwort auf negative Effekte des Wissens, wie etwa die auf kognitiven Stereotypen basierende Diskriminierung bestimmter sozialer Gruppen.

Nichtwissen als Abwehr von zu viel Wissen: Es ist kaum mehr zu übersehen, dass

^f Vgl. Jerome Ravetz, *The Merger of Knowledge with Power. Essays in Critical Science*, London–New York 1990.

^f Vgl. hierzu ausführlicher Peter Wehling, *Im Schatten des Wissens? Perspektiven der Soziologie des Nichtwissens*, Konstanz 2006.

die Masse an Informationen und Wissen, die heutzutage vor allem durch die digitalen Medien prinzipiell verfügbar ist, weder vom Einzelnen noch von Organisationen und Institutionen wirklich verarbeitet werden kann. So gesehen steigert Wissenswachstum nur die Menge dessen, was nicht mehr bewältigt werden kann.^f Hinzu kommt: Wissen und Informationen zu verarbeiten, bindet Aufmerksamkeit und kostet überdies Zeit und Geld, die dann an anderer, möglicherweise wichtigerer Stelle fehlen. Es ist daher kein Zufall, dass seit einiger Zeit gerade im Wissensmanagement von Organisationen und Unternehmen unter Stichworten wie „intelligente Wissensabwehr“, „positive Ignoranz“ und „Nichtwissen als Erfolgsfaktor“ Praktiken des Ignorierens und der bewusst selektiven Informationsaufnahme propagiert werden.^f Zwar sieht sich das Plädoyer für positive Ignoranz mit der Schwierigkeit konfrontiert, schon im Voraus, ohne bereits alles zur Kenntnis genommen zu haben, beurteilen zu müssen, was man wissen sollte und was man ohne nachteilige Folgen ignorieren kann. Dennoch wird angesichts weiter wachsender Datenmengen die paradoxe Fähigkeit, zu wissen, was man nicht zu wissen braucht, immer wichtiger werden.

Nichtwissen als Schutz vor belastendem Wissen: Bei dem Versuch, sich durch bewusstes Nicht-Wissen-Wollen vor belastendem, verunsicherndem oder schmerzhaftem Wissen zu schützen, steht nicht die Überforderung durch die schiere Informationsmenge im Vordergrund, sondern die Erfahrung, dass es nicht selten vorteilhaft ist, bestimmte Dinge nicht oder zumindest nicht so genau zur Kenntnis zu nehmen. Diese Überlegung ist nicht neu, und der „Volksmund“ hat für diese Schutzfunktion des Nichtwissens seit Langem die Formel parat „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“. Dass

^f Vgl. Jürgen Howaldt/Rüdiger Klatt/Ralf Kopp, *Neuorientierung des Wissensmanagements. Paradoxien und Dysfunktionalitäten im Umgang mit der Ressource Wissen*, Wiesbaden 2004, S. 80.

^f Vgl. zur „intelligenten Wissensabwehr“ ebd. „Positive Ignoranz“ definiert die Managementwissenschaftlerin Ursula Schneider als die „Fähigkeit zu wissen, was man nicht zu wissen braucht“, und als „bewussten Umgang mit dem eigenen Verarbeitungsvermögen“. Ursula Schneider, *Das Management der Ignoranz. Nichtwissen als Erfolgsfaktor*, Wiesbaden 2006, S. 77f.

diese altbekannte Maxime gegenwärtig neue, gesellschaftlich brisante Aktualität erlangt, verdankt sich einer beschleunigten Wissensdynamik vor allem im Bereich der Medizin. Diese produziert aufgrund von Fortschritten im Bereich der Genforschung immer neue Erkenntnisse über gegenwärtige oder zukünftige Erkrankungsrisiken bestimmter Personen, jedoch häufig *ohne* dafür Erfolg versprechende Möglichkeiten der Prävention oder Therapie anbieten zu können. Damit ist die Frage nach der Relevanz und dem Nutzen solchen Wissens aufgeworfen, und es ist kein Zufall, dass das Recht auf Nichtwissen in der Medizin, das ich im folgenden Kapitel ausführlicher behandeln werde, eines der prominentesten Beispiele für diese Form schützenden Nichtwissens darstellt.

Nichtwissen als Antwort auf negative Effekte des Wissens: Auch da, wo Wissen nicht auf belastende Ereignisse wie den möglichen Ausbruch einer schweren Krankheit verweist, kann es problematische Wirkungen haben. Es kann uns voreingenommen machen, wenn wir von einer Person wissen, dass sie einer bestimmten sozialen, ethnischen oder religiösen Gruppe angehört. Die Ergebnisse eines klinischen Medikamententests würden verzerrt, wenn das medizinische Personal oder die Patienten wüssten, wer das auf seine Wirksamkeit zu prüfende Arzneimittel erhält und wer ein anderes Medikament oder ein Placebo bekommt. Überdies droht Wissen, Schutzräume der Anonymität und Nicht-Identifizierbarkeit von Personen zu zerstören, die bestimmte Handlungen, pointierte Meinungsäußerungen oder die Mitteilung intimer Informationen überhaupt erst ermöglichen.⁸ Aus diesem Grund existiert gerade in modernen Gesellschaften eine Vielzahl von als legitim und selbstverständlich geltenden Formen und Praktiken der Anonymisierung und Geheimhaltung: geheime Wahlen, das Briefgeheimnis, die ärztliche Schweigepflicht,

⁸ Bereits vor gut 100 Jahren hat Georg Simmel in seiner „Soziologie“ (1908) die produktive soziale Rolle des Geheimnisses gerühmt: „(G)egenüber dem kindischen Zustand, in dem jede Vorstellung sofort ausgesprochen wird, jedes Unternehmen allen Blicken zugänglich ist, wird durch das Geheimnis eine ungeheure Erweiterung des Lebens erreicht, weil vielerlei Inhalte desselben bei völliger Publizität überhaupt nicht auftauchen können.“ Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt/M. 1992, S. 406.

die Anonymisierung sozialwissenschaftlicher Befragungen oder die doppelt anonyme Begutachtung wissenschaftlicher Aufsätze. Andere Formen der Anonymisierung sind zwar stärker umstritten, etwa die anonyme Samenspende oder die anonyme Geburt und Kindesabgabe („Babyklappe“); doch auch hier lassen sich gute Gründe dafür anführen, auf Wissen über die Identität der beteiligten Personen zu verzichten, um höherwertige Ziele (wie den Schutz des Neugeborenen) nicht zu gefährden. Am ebenfalls nicht ganz unumstrittenen Beispiel anonymisierter Bewerbungsverfahren komme ich unten ausführlicher auf eine Nichtwissenspraxis zu sprechen, die auf problematische Folgen des Wissens reagiert und ihnen entgegenzuwirken sucht.

Recht auf Nichtwissen in der Medizin

Das Recht auf Nichtwissen, das heißt das Recht, die eigene genetische Konstitution nicht kennen zu müssen, ist in den vergangenen rund 20 Jahren vor allem im Kontext der sogenannten prädiktiven genetischen Diagnostik als ein neuartiges Rechtsgut formuliert worden.⁹ Es ist inzwischen in vielen Ländern institutionell anerkannt und abgesichert, so auch im deutschen Gendiagnostikgesetz aus dem Jahr 2010. Prädiktive DNA-Diagnostik sucht nach genetischen Besonderheiten bei *aktuell gesunden* Personen, um daraus Aussagen über erhöhte Risiken dieser Menschen für *zukünftige* Erkrankungen ableiten zu können. Zu unterscheiden sind dabei deterministische und probabilistische Diagnosen: Im ersten Fall, für den zum Beispiel die Huntington-Krankheit steht, führen bestimmte Genveränderungen mit einer Wahrscheinlichkeit von fast 100 Prozent zum Ausbruch der Krankheit, wenngleich der genaue Zeitpunkt nicht vorhergesagt werden kann. Der sogenannte erbliche Brustkrebs ist hingegen ein Beispiel für eine probabilistische Diagnose: Falls bestimmte genetische Abweichungen vorliegen, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass das Krebsleiden bis zum Alter von 70 Jahren tatsächlich auftritt, auf etwa 60 bis 80 Prozent. Demnach wird ein nicht geringer Teil der Frauen, bei denen diese genetischen Variationen festgestellt werden, nicht erkranken.

⁹ Vgl. aus rechtswissenschaftlicher Perspektive Gunnar Duttge, Das Recht auf Nichtwissen in der Medizin, in: Datenschutz und Datensicherheit, 34 (2010) 1, S. 34–38.

ken, da offenbar auch andere Faktoren (Umweltbelastungen, der individuelle Lebensstil und Ähnliches) eine Rolle spielen.

Die besondere Brisanz prädiktiver Gentests resultiert jedoch vor allem daraus, dass in vielen Fällen, in denen genetische Krankheitsdispositionen identifiziert werden können, bisher weder wirksame Präventionsmaßnahmen noch Erfolg versprechende Therapien existieren. Dieses Auseinanderklaffen von diagnostischem Wissen und therapeutischen Möglichkeiten besteht unter anderem bei der Huntington-Krankheit, aber auch bei der Alzheimer-Krankheit, die probabilistisch mit bestimmten Genvarianten in Verbindung gebracht wird. Bei erblichem Brustkrebs wird bisher zur Prävention lediglich die sehr belastende prophylaktische Brustamputation angeboten.

Welchen Vorteil kann die Kenntnis der eigenen genetischen Risiken haben, wenn nicht nur unklar bleibt, ob und wann ein prognostiziertes Leiden tatsächlich eintreten wird, sondern wenn das prädiktive Wissen auch wenige oder gar keine Möglichkeiten eröffnet, sich gegen den Ausbruch der Krankheit zu schützen? Muss man nicht befürchten, dieses Wissen werde viele der betroffenen Menschen nur verunsichern, belasten und lähmen, ohne ihnen tragfähige neue Handlungsperspektiven zu bieten? Könnte dann nicht ein institutionell zu sicherndes Recht auf Nichtwissen, das vor solchem Wissen schützt, eine ernst zu nehmende Antwort auf diese neuartigen Problemstellungen sein, eine Antwort, die geeignet erscheint, die Autonomie der individuellen Lebensgestaltung aufrechtzuerhalten?

Selbstverständlich bedeutet dies nicht, dass Nichtwissen die einzige oder per se die „beste“ Antwort wäre, denn es kann und wird immer auch gute Gründe geben, sich *für* die Kenntnis der eigenen genetischen Krankheitsdispositionen zu entscheiden. Das Recht auf Nichtwissen ist dem Recht auf Wissen nicht über-, aber auch nicht untergeordnet. Festzuhalten bleibt in jedem Fall, dass Nichtwissen im Horizont dieser Problematik als eine mögliche Grundlage von individueller Autonomie, Handlungsrationalität und freier Entfaltung der Persönlichkeit begriffen wird; widersprochen wird damit der weit verbreiteten Vorstellung, nur Wissen und das Streben nach Erkenntnis könnten die Bedingung von Autonomie und Rationalität bilden.

Der Schutz der Individuen vor ungewolltem Wissen über ihre genetischen Krankheitsrisiken schließt ein, die Nutzung der entsprechenden Daten durch interessierte Dritte einzuschränken oder ganz auszuschließen. So haben vor allem Arbeitgeber und Versicherungsunternehmen aus naheliegenden Gründen ein starkes Interesse daran, künftige Krankheitsrisiken ihrer Beschäftigten oder Kunden zu kennen. In vielen Ländern, so auch in Deutschland, ist es jedoch untersagt oder nur unter mehr oder weniger engen Bedingungen zulässig, einen prädiktiven Gentest zur Voraussetzung für den Abschluss eines Arbeits- oder Versicherungsvertrags zu machen. Damit soll zum einen verhindert werden, dass Menschen faktisch genötigt werden, sich Kenntnis von ihren genetischen Krankheitsrisiken zu verschaffen; zum anderen sollen Personen mit „ungünstiger“ genetischer Ausstattung vor neuartigen Formen genetischer Diskriminierung geschützt werden.

Auch wenn die konkrete Ausgestaltung des Rechts auf Nichtwissen politisch umstritten bleibt und seine tatsächliche Schutzwirkung gesellschaftlichen Veränderungen unterliegt, hat man es gleichwohl mit einer kulturell anerkannten und keineswegs unüblichen sozialen Praxis des Verzichts auf mögliches Wissen zu tun. Verdeutlicht wird dies nicht zuletzt durch den nur auf den ersten Blick überraschenden Umstand, dass häufig gerade Betroffene aus „Risikogruppen“ die prädiktive Diagnostik eher zurückhaltend nutzen. Menschen aus Familien, in denen die Huntington-Krankheit aufgetreten ist, haben, wenn ein Elternteil erkrankt ist, ein Risiko von 50 Prozent, selbst von der Erkrankung betroffen zu sein. Obwohl – oder gerade weil – ihnen der Gentest eine fast 100-prozentige Gewissheit darüber verschaffen würde, ob sie an dem bisher unheilbaren, tödlichen Leiden erkranken werden oder nicht, nehmen sie das Testangebot anscheinend nur in einem recht geringen Maß in Anspruch.¹⁰

¹⁰ Einzelnen Studien zufolge lassen lediglich rund 15 Prozent der Huntington-„Risikopersonen“ einen Test vornehmen. Vgl. Günter Renz, Psychologische Aspekte genetischen Wissens, in: Thorsten Moos/Jörg Niewöhner/Klaus Tanner (Hrsg.), Genetisches Wissen. Formationen und Übersetzungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, St. Ingbert 2011, S. 93–114, hier: S. 95.

Anonymisierte Bewerbungen – ein Weg zu mehr Gerechtigkeit?

Dass Wissen zu sozialer Diskriminierung beitragen kann, ist oben bereits angedeutet worden. Dies ist besonders dann der Fall, wenn die Kenntnis etwa der ethnischen Zugehörigkeit, Hautfarbe, Religion, sexuellen Orientierung oder von Geschlecht und Alter einer bestimmten Person die Einstellungen zu dieser Person negativ beeinflusst, sei es in Form offener Vorurteile oder einer oft kaum bewussten, aber dennoch folgenreichen Voreingenommenheit. Solche Effekte existieren in vielen Bereichen des sozialen Lebens. Beobachtet werden sie auch am Arbeitsmarkt, mit negativen Auswirkungen auf Gerechtigkeit und Chancengleichheit: Wenn es um die Besetzung von Arbeitsplätzen geht, haben Angehörige ethnischer Minderheiten, Migranten, Frauen, Ältere und Menschen mit Behinderung auch bei gleicher Qualifikation häufig deutlich schlechtere Chancen als andere Bewerber.¹¹ Anonymisierte Bewerbungsverfahren sind ein mögliches Mittel, solchen Benachteiligungen entgegenzuwirken: Um „wissensbasierte“ Diskriminierungen gar nicht erst entstehen zu lassen, werden in Bewerbungsschreiben Name, Geschlecht, Nationalität, Geburtsort, Gesundheitszustand, Alter und Familienstand der Bewerberinnen und Bewerber nicht angegeben und auch indirekte Hinweise hierauf vermieden. Verzichtet wird außerdem auf ein Foto. Aus naheliegenden praktischen Gründen erstreckt sich die Anonymisierung nur auf die erste Stufe des Bewerbungsverfahrens bis zur Einladung zu einem persönlichen Gespräch. Manches deutet jedoch darauf hin, dass die „Diskriminierungsrate“ gerade in dieser

¹¹ Für die USA zeigt ein Feldexperiment, dass (fiktive) Bewerberinnen und Bewerber mit einem „weiß“ klingenden Namen um 50 Prozent häufiger zu einem Gespräch eingeladen werden als solche mit einem „schwarzen“ Namen. Siehe Marianne Bertrand/Sendhil Mullainathan, *Are Emily and Greg More Employable than Lakisha and Jamal? A Field Experiment on Labor Market Discrimination*, in: *American Economic Review*, 94 (2004), S. 991–1013. In Deutschland lässt sich ein ähnlicher, wenngleich schwächerer Effekt für türkeistämmige Migranten feststellen. Siehe Leo Kaas/Christian Manger, *Ethnic Discrimination in Germany's Labour Market: A Field Experiment*, in: *German Economic Review*, 13 (2012) 1, S. 1–20.

Phase am höchsten ist und im persönlichen Kontakt etwas abnimmt.¹²

Während anonymisierte Bewerbungsverfahren in Staaten mit einer längeren Einwanderungsgeschichte, wie die USA, Kanada oder Großbritannien, eine gewisse Verbreitung besitzen, sind sie in Deutschland bisher nicht üblich und werden hinsichtlich ihrer Notwendigkeit wie ihrer Erfolgsaussichten teilweise sehr skeptisch bewertet. Ein 2012 abgeschlossenes Pilotprojekt der Antidiskriminierungsstelle des Bundes in Zusammenarbeit mit ausgewählten Unternehmen kam jedoch zu positiven Ergebnissen. Danach hat die Anonymisierung der persönlichen Daten tatsächlich zum Abbau der Benachteiligung vor allem von Frauen sowie von Bewerbern mit Migrationshintergrund geführt.¹³ Mit anonymisierten Unterlagen wurden Angehörige dieser Gruppen ebenso häufig oder zumindest annähernd so häufig zu einem Gespräch eingeladen wie Kandidaten aus anderen, strukturell nicht-benachteiligten Personengruppen. Anscheinend kann Nichtwissen tatsächlich zu größerer Gerechtigkeit und Chancengleichheit beitragen, während Wissen offenbar die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass Menschen aufgrund ihrer (zugeschriebenen) Gruppenzugehörigkeiten diskriminiert werden.

Man kann natürlich einwenden, nicht das Wissen selbst wirke diskriminierend, sondern erst die daraus abgeleiteten Stereotype und negativen Bewertungen von Frauen, Migranten, Älteren oder Menschen mit Behinderung. Dieses Argument ist nicht falsch, doch es unterschätzt, in welchem Maße identifizierendes Wissen schon durch die sprachliche Einordnung bestimmter Personen (als Türkin, Schwarzer oder Behinderter) vermeintliche Gruppeneigenschaften evoziert und den Betroffenen zuschreibt. Sehr leicht und fast unmerklich kann daraus eine den Handelnden oft gar nicht bewusste und daher kaum kontrollierbare Voreingenommenheit hervorgehen.¹⁴ Hinzu kommt

¹² Vgl. Annabelle Krause et al., Pilotprojekt „Anonymisierte Bewerbungsverfahren“. Abschlussbericht, IZA Research Report 44/2012, S. 3.

¹³ Vgl. ebd.

¹⁴ Vgl. Anatol Stefanowitsch, *Sprache und Ungleichheit*, in: *APuZ*, (2012) 16–17, S. 27–33.

die grundlegende Einsicht, dass kognitive Kategorien und Klassifikationen, so unverzichtbar sie im sozialen Alltagsleben sein mögen, niemals in der Lage sind, der Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit jeder und jedes Einzelnen gerecht zu werden: Kein Individuum geht jemals vollständig in sozial konstruierten Gruppenidentitäten auf. Dies mag trivial erscheinen, doch das Beispiel der Diskriminierung am Arbeitsmarkt verdeutlicht, dass soziales Handeln sich in vielen Situationen, ob bewusst oder unbewusst, von dem Wissen um die Gruppenzugehörigkeit von Menschen und ihre dadurch vermeintlich bedingten Eigenschaften leiten lässt. Demgegenüber kann aktives Nichtwissen, selbst in der eher unscheinbaren Praxis anonymisierter Bewerbungen, für die Unangemessenheit und die Gefahren eines primär auf Wissen beruhenden Zugangs zum Anderen sensibilisieren.

Symmetrie von Wissen und Nichtwissen

Die vorangegangenen Überlegungen und Beispiele verdeutlichen, dass Praktiken des intentionalen Nichtwissens keineswegs per se unverantwortlich und irrational sind; sie können ganz im Gegenteil helfen, kulturell und normativ hoch bewertete Ziele wie Autonomie und freie Entfaltung der Persönlichkeit oder Chancengleichheit und Gerechtigkeit zu verwirklichen. Selbstverständlich wäre es unsinnig, die zahllosen Fälle in Abrede zu stellen, worin Ignoranz, Geheimhaltung und Anonymität höchst zweifelhaften Zwecken dienen und fatale Wirkungen zeitigen. Dennoch darf dies nicht übersehen lassen, dass soziale Praktiken des Nichtwissens in vielen Situationen und Konstellationen eine eigenständige Rationalität und Normativität zum Ausdruck bringen, die auf Ambivalenzen und Grenzen des Wissens angemessen zu reagieren vermögen. Gerade in den gegenwärtigen Gesellschaften mit ihrer expansiven Wissensdynamik sollte diese Korrektivfunktion des Nichtwissens anerkannt und geschätzt werden.

Ich möchte abschließend aus einer soziologischen Perspektive dafür plädieren, noch einen Schritt über die punktuelle Anerkennung dieser Korrektivfunktion hinauszugehen und sich bei der Analyse von Praktiken des Wis-

sens und des Nichtwissens grundsätzlich an einem methodischen Symmetrieprinzip zu orientieren. *Methodisches* Symmetrieprinzip bedeutet, dass wir sowohl den Wunsch nach Wissen als auch die Bewahrung von Nichtwissen gleichermaßen aus jeweils sozial und kulturell geprägten Gründen und Motiven erklären müssen. Bisher wird zumeist stillschweigend davon ausgegangen, es gebe einen ursprünglichen, natürlichen Wissensdrang der Menschen, der keiner weiteren Begründung bedürfe, während intentionales Nichtwissen als eine singuläre Abweichung davon begriffen wird, die durch jeweils *besondere* Umstände empirisch erklärt und normativ gerechtfertigt werden müsse. Die Ethnologen Jonathan Mair, Ann Kelly und Casey High vermuten, dass wir es bei dieser Sichtweise mit einer fragwürdigen Projektion der eigenen Handlungsmotive und -ziele von Wissenschaftlern auf die von ihnen beobachteten sozialen Akteure zu tun haben. Ihrer Auffassung nach haben Kulturanthropologen (und man kann wohl ergänzen: auch viele andere Wissenschaftler) „too easily attributed to the people they study the same unambiguous desire for knowledge, and the same aversion to ignorance, that motivates their own work“.¹⁵ Folgt man dieser Überlegung, muss man sich erstens eingestehen, dass auch das Streben nach Wissen nichts Natürliches ist, sondern erklärungs- und gelegentlich auch rechtfertigungsbedürftige Gründe hat; zweitens gilt es anzuerkennen, dass viele alltägliche soziale Praktiken genau deshalb erfolgreich sind, weil die beteiligten Akteure bestimmte (Wissens-)Probleme situativ mehr oder weniger bewusst ignorieren und als irrelevant ausblenden. Man muss, kurz gesagt, akzeptieren, dass Nichtwissen nicht nur ebenso rational sein kann wie Wissen, sondern auch genauso „normal“ ist.

¹⁵ Jonathan Mair/Ann H. Kelly/Casey High, Introduction: Making Ignorance an Ethnographic Object, in: dies. (Anm. 1), S. 1.

Wissen und der Mythos vom Nichtwissen

Die Polarisierung von Wissen und Nichtwissen oder Unwissen ist in der Moderne zu einer Art Leitdifferenz geworden, Beobachtungen zum Nichtwissen und seiner Bedeutung haben Konjunktur. In einer soziologischen Kritik dieser Positionen möchte ich zeigen, dass es unproduktiv ist, auf Nichtwissen als Gegensatz von Wissen zu verweisen. Die eigentlich brisanten soziologischen Fragestellungen sind zweifacher Art: Erstens, wie verhält man sich in der modernen Gesellschaft – unter verschiedenen Rahmenbedingungen – gegenüber Asymmetrien von Wissen und insbesondere von Wissensdefiziten? Zweitens, nicht Wissensdefizite, obwohl Lücken dieser Art signifikante Folgen haben, sind zunehmend ein Problem moderner Gesellschaften, sondern ihr Gegenteil. In modernen Gesellschaften gilt nicht nur, dass wir nicht genug wissen, sondern dass wir zu viel wissen.

Nico Stehr

Ph.D., F.R.S.C., geb. 1942; Karl Mannheim Professor for Cultural Studies, Zeppelin University, 88045 Friedrichshafen. nico.stehr@t-online.de

Meine Thesen zum trügerischen Phänomen des Nichtwissens lassen sich wie folgt zusammenfassen: Nicht jedes Problem hat zwei Seiten. Oder, um eine Formulierung des Ökonomen Joseph Stiglitz über die angeblich an Märkten wirksam agierende unsichtbare Hand zu übernehmen: Warum ist die unsichtbare Hand unsichtbar?¹ Weil es sie nicht gibt. Warum ist Nichtwissen so schwer zu erfassen? Weil es Nichtwissen nicht gibt. Eigentlich könnte ich meine Reflexionen an dieser Stelle abbrechen. Da ich aber nicht unmittelbar vor dem Phänomen des angeblichen Nichtwissens kapitulieren möchte, beschränke ich mich auf die Beobachtung von Diskursen, in denen zuversichtlich bekräftigt wird, es gebe so etwas wie Nichtwissen. Ich möchte mit einer Reihe von einfachen Zustandsbeschreibungen beginnen, die meine Skep-

sis gegenüber dem Begriff des Nichtwissens deutlich werden lassen.

Zur Diagnose

Unser Handeln ist wissensgeleitet. Kenntnisse Anderer und Selbstkenntnisse sind Konditionen der Vergesellschaftung. Genauso wenig, wie man ohne Kopfbedeckung nackt ist, ist man „ohne“ Wissen nichtwissend. Eine Gesellschaft, in der es keine Geheimnisse gibt, ist undenkbar. Informationen und Wissen zu ignorieren ist sinnvoll, sogar rational. Eine Gesellschaft, in der es eine totale Verhaltenstransparenz gibt, ist unmöglich. Wissen ist niemals eine Schöpfung aus dem Nichts. Die Existenz einer *Nichtwissengesellschaft* ist ebenso fragwürdig wie die einer sprachlosen menschlichen Gesellschaft. Wir leben in komplexen, hoch arbeitsteiligen Gesellschaften, in der alle Mitglieder in Unkenntnis fast aller Erkenntnisse sind. Der Einzelne weiß, dass sein Wissen begrenzt ist. Dem steht gegenüber, dass der Einzelne Nutzen aus Wissen zieht, das er nicht kennt.²

Wissen ist ein *variables*, ein entlang eines Kontinuums angesiedeltes gesellschaftliches Phänomen, und verweist auf die Existenz der elementaren *Wissensteilung* in komplexeren Gesellschaften.³ Handeln unter Bedingungen der Unsicherheit ist alltäglich. Das Wissen von diesen „Lücken“ ist Wissen; allerdings ist es keine Kategorie des Nichtwissens, wenn auch, sofern man diese Bezeich-

Eine längere, englischsprachige Fassung findet sich hier: Nico Stehr, Knowledge and Non-knowledge, in: Science, Technology & Innovation Studies, 8 (2012) 1, S. 3–13.

¹ Vgl. Joseph E. Stiglitz, The ethical economist, in: Foreign Affairs, 84 (2005) 6, S. 128–134, hier: S. 133.

² Vgl. Friedrich August von Hayek, Die schöpferischen Kräfte einer freien Zivilisation (1960), in: ders., Die Verfassung der Freiheit. Gesammelte Schriften in deutscher Sprache. Abteilung B, Tübingen 2005⁴, S. 31–50. Er ergänzt diesen Gedanken und betont, „man könnte sagen, daß die Zivilisation beginnt, wenn der Einzelne in der Verfolgung seiner Ziele mehr Wissen verwerten kann, als er selbst erworben hat, und wenn er die Grenzen seines Wissens überschreiten kann, indem er aus Wissen Nutzen zieht, das er nicht selbst besitzt.“ Ebd., S. 31.

³ Vgl. ders., Economics and Knowledge, in: Economica, 4 (1937) 13, S. 33–54; Ernst Helmstädter, Arbeits- und Wissensteilung als Prozesse gesellschaftlicher Interaktion, in: Martin Held/Gisela Kubon-Gilke/Richard Storn (Hrsg.), Jahrbuch Normative und institutionelle Grundfragen der Ökonomik, Marburg 2004, S. 97–125.

nung für produktiv hält, von „negativen Erkenntnissen“.¹⁴ In der Tat können wir diese Lücke oft schnell schließen, da wir wissen oder in Erfahrung bringen können, wer es wissen mag.¹⁵ Andererseits gibt es viele Dinge, von denen (fast) alle wissen (beziehungsweise über die fast alle *informiert* sind).¹⁶

Es ist nicht nur unlogisch, sondern theoretisch und praktisch-empirisch auch unproduktiv, auf Wissen als Gegensatz von Nichtwissen zu verweisen. Dieser statische Kontrast eines Entweder-oder führt uns nur in den Abgrund des arbiträren und fraglos langweiligen Gegensatzes von rational und irrational oder von Erkenntnis und Meinung; etwa, wenn man sagt, jede (neue rationale) Erkenntnis werfe neues, irrationales Nichtwissen auf.¹⁷ Wissen repräsentiert ein Kontinuum, das man nicht einfach zerschneiden kann. Wissen ist ein soziales Totalphänomen (*fait social total*; Marcel Mauss). Wissen oder die Revision von Erkenntnissen entsteht aus schon vorhandenem Wissen (und nicht aus Formen des Unwissens).

Fragwürdige Konjunktur des Begriffs

Warum aber hat der Begriff des *Nichtwissens* in den Kultur- und Sozialwissenschaften dennoch Konjunktur? Warum wird die Kategorie des Nichtwissens (als angebliche Schattenseite des Wissens) auch in den Medien und der öffentlichen Diskussion zunehmend zur prominenten und pointierten Währungseinheit?¹⁸

¹⁴ Karin Knorr Cetina, *Epistemic Cultures. How the Sciences make Knowledge*, Cambridge 1999, S. 64.

¹⁵ Vgl. Reiner Grundmann/Nico Stehr, *Expertenwissen. Die Kultur und die Macht von Experten, Beratern und Ratgebern*, Weilerswist 2010.

¹⁶ Wie etwa darüber, dass fast alle Menschen zwei Augen haben oder es so etwas wie Wetter gibt.

¹⁷ So beispielsweise Michael F. Jischa, *Management trotz Nichtwissens. Steuerung und Eigendynamik von komplexen Systemen*, in: Armin von Gleich/Stefan Größling-Reisemann (Hrsg.), *Industrial Ecology*, Wiesbaden 2008, S. 271–283, hier: S. 280.

¹⁸ Siehe beispielsweise Stefan Dietrich, *Formen des Nichtwissens*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 9.7.2007, S. 1. Der Begriff des Unwissens spielt außerdem eine nicht geringe Rolle in kulturkritischen Äußerungen von Intellektuellen und Wissenschaftler zum „Geisteszustand“ moderner Gesellschaftsmitglieder; vgl. Mark Bauerlein, *The Dumbest Generation: How the Digital Age Stupefies Young Americans and Jeopardizes Our Future*, Tarcher 2008; Susan Jacoby, *The Age of American Unreason*, New York 2008.

Die Hochkonjunktur von Reflexionen zum Nichtwissen hat viel mit dem essenziell strittigen Begriff des Wissens zu tun sowie unserem Verständnis der Produktionsbedingungen und der dem Wissen zugeordneten gesellschaftlichen Rolle.

Ist die Differenz von Nichtwissen und Wissen ein Beispiel der typischen statischen Begriffspolarität alteuropäischer Philosophie?¹⁹ Oder handelt es sich dabei im Grunde nur um die verbreitete kulturkritische Klage, dass der Einzelne angesichts des umfassenden Volumens und neuer technischer, unkomplizierter Zugriffswege an vorhandenem und wachsendem objektiviertem *Wissen* in Gegenwartsgesellschaften nur einen verschwindend kleinen (und wahrscheinlich abnehmenden) Teil des gesamten Wissens beherrscht? Ist die verbreitete konstatierte Diagnose politische „Ignoranz“ oder „Dummheit“ des Durchschnittswählers und die davon ausgehende Gefahr für die Demokratie eine der Ursachen der Aktualität des Themas Unwissenheit?

Die in vieler Hinsicht noch heute relevante Philosophie der Demokratie im 18. Jahrhundert kennt keine Entlastung für die Nichtteilhabe an demokratischen Entscheidungen aufgrund rationaler Argumente und Erwägungen. Die Geschäfte der Demokratie verlangen zwar, dass man sich den Spezialisten (Experten) anvertraut. Aber dies ändert nichts an der Tatsache, dass die Experten den Willen der Bürger umsetzen. Die Fundamente der Vereinbarung sind gefährdet, sobald sich die Spezialisten – in mehrfacher Hinsicht – vom Allgemeinwillen entfernen und es zu einer durch die Unwissenheit der Bürger geförderten Herrschaft der Experten kommt. Unwissenheit, so mag die deprimierende Diagnose lauten, gefährdet die Demokratie und führt letztlich nur noch zu ihrer Existenz dem Namen nach.

Es ist unrealistisch zu glauben, dass der Durchschnittsbürger, einschließlich der gut ausgebildete, ausreichend „technisches“ Wissen hat oder haben sollte, um in komplexe Entscheidungsfindungen einzugreifen. Verweist der Begriff des Nichtwissens im Grund-

¹⁹ Vgl. Norbert Elias, *Das Credo eines Metaphysikers. Kommentare zu Poppers „Logik der Forschung“* (1985), in: ders., *Aufsätze und andere Schriften III. Gesammelte Schriften*, Bd. 16, Frankfurt/M. 2006, S. 7–59, hier: S. 41 f.

de nur auf die gesellschaftlich notwendige *Verteilung* des Wissens oder auf die verbreitete Existenz von „Pseudo-Meinungen“?¹⁰ Bezieht sich der Begriff des Nichtwissens etwa in erster Linie auf die Zukunft, über die wir nur beschränkt informiert sind oder etwas wissen?¹¹ Ist der Nichtwissensbegriff nur ein technokratisches Konstrukt, das beweisen soll, dass es darauf ankommt, dass die Gesamtheit der Wähler wissend sein sollte, und dass man Regularien schaffen und umsetzen muss, die dies sichern?

Wer oder was ist genau die Bezugsgröße, wenn von Dualität von Nichtwissen und Wissen oder dem Zusammenhang von Wissen und Nichtwissen (als *known unknowns*) die Rede ist? Ist es das Individuum oder ein Kollektiv? Oder, noch enger gefasst, bezieht sich der Begriff auf einen einzelnen Prozess, eine singuläre Eigenschaft (Information) oder eine Prognose eines Ereignisses? Wie lange muss oder kann Nichtwissen (spürbar) erkennbar sein, um Nichtwissen zu sein? Kann Ahnungslosigkeit beispielsweise eine Dauer von nur Sekunden haben? Bezieht man sich auf einzelne Wissensformen (oder Informationen), die das vereinzelt Individuum (etwa als Wissenschaftler) oder ein nichtwissendes Kollektiv nicht besitzt und auch nicht besitzen kann, da man immer selektiv vorgeht beziehungsweise gezwungen ist, zu filtern?

¹⁰ Vgl. Patrick Sturgis/Patten Smith, Fictitious Issues Revisited: Political Interest, Knowledge and the Generation of Nonattitudes, in: *Political Studies*, 58 (2010) 1, S. 66–84.

¹¹ Vgl. Walther Ch. Zimmerli, Management von Nichtwissen, in: *Bulletin. Magazin der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich* 272/1999. Es ist es sicher kein Zufall, dass die Diskussion um das Nichtwissen zunimmt, je prominenter die These von der Transformation der modernen Gesellschaft in Wissensgesellschaften in Politik und Wissenschaft wird, und damit manifeste Zweifel an der Theorie der Wissensgesellschaft Ausdruck finden. Vgl. beispielsweise Sheldon Ungar, Ignorance as an Under-identified Social Problem, in: *British Journal of Sociology*, 59 (2008), S. 301–326. Zumindest fällt auf, dass wachsende rhetorische Verweise auf die gesellschaftliche Bedeutung von Nichtwissen in einen engen Zusammenhang mit der dann so gekennzeichneten *vermeintlichen, sogenannten* oder *selbsternannten* Wissensgesellschaft geführt werden. Siehe etwa Peter Wehling, Wissen und seine Schattenseite: Die wachsende Bedeutung des Nichtwissens in vermeintlichen Wissensgesellschaften, in: Thomas Brüsemeister/Klaus-Dieter Ebel (Hrsg.), *Evaluation, Wissen und Nichtwissen*, Wiesbaden 2008, S. 17–34, hier: S. 17.

Auf jeden Fall ist es ein paradoxer Zustand, auf intelligente Weise über etwas zu sprechen, von dem wir nichts wissen,¹² und damit gleichzeitig Aussagen über eine angeblich *überproportionale*, nicht-lineare Zunahme des Nichtwissens¹³ sowie über die Möglichkeit zu analysieren, „wie, weshalb und durch wen Nichtwissen“¹⁴ erzeugt wird, zu machen.

Es fällt auf, dass die Rede vom Nichtwissen in der Regel von keinem expliziten Versuch begleitet wird, diesen Begriff *oder* den des Wissens präzise zu bestimmen. Der Mangel der begrifflichen Präzision erstreckt sich zugleich auf die problematische Frage, ob es sinnvoll ist, zwischen Information und Wissen zu trennen. Sind nur wissenschaftliche Erkenntnisse gemeint? Die häufige Wiederholung des Begriffs des Nichtwissens ohne Präzisierung, die typische Verschmelzung der Begriffe von Information und Wissen sowie einer Vielzahl anderer Begriffe¹⁵ und eine lange Aufzählung von den unterschiedlichsten Eigenschaften des Nichtwissens führen schlussendlich zu dem unbefriedigenden Verweis, dass es sich bei dem untersuchten Phänomen um eine nur schwer durchschaubare *Mischung* aus Wissen und Nichtwissen¹⁶ handele, oder dass es viele *Schattierungen* zwischen Wissen und Nichtwissen¹⁷ gebe.

Liegt eine weitere Ursache der Konjunktur in der Überschätzung der Rolle der gesellschaftlichen Erkenntnis und der Unterschätzung der sozialen Risiken des Wissens? Lassen sich die sozialen Phänomene, sofern wir diese überhaupt spezifizieren können, die auf die Existenz (und die Konstruktion?) von Nichtwissen verweisen, mit anderen Begriffen sehr viel besser fassen? Auf jeden Fall ist *ein* Schlüssel zum Erkennen des Mythos vom Nichtwissen der Begriff des Wis-

¹² Vgl. F. A. v. Hayek (Anm. 2), S. 32.

¹³ Vgl. Joanne Roberts/John Armitage, The Ignorance Economy, in: *Prometheus. Critical Studies in Innovation*, 26 (2008) 4, S. 335–354, hier: S. 346.

¹⁴ Peter Wehling, Nichtwissen – Bestimmungen, Abgrenzungen, Bewertungen, in: *Erwägen, Wissen, Ethik – EWE*, 20 (2009), S. 95–106, hier: S. 95.

¹⁵ Nur folgende Begriffe seien summarisch erwähnt: Mangel an Wissen, Irrelevanz, Ignoranz, das Unbekannte, blinde Flecken, Irrtum, Ahnungslosigkeit, Unsicherheit, das Verborgene, Noch-nicht-Wissen, Vorurteil.

¹⁶ Vgl. P. Wehling (Anm. 11), S. 18.

¹⁷ Vgl. M. F. Jischa (Anm. 7), S. 280.

sens selbst, ein weiterer die Frage nach seiner Abgrenzung vom Begriff der Information. Viele alltägliche Redensarten wie auch bedeutungsschwere philosophische Beobachtungen scheinen in das Thema vom angeblichen Nichtwissen zu passen: Es gibt viele Dinge, die wir alle wissen (oder über die wir alle informiert sind); selbst wenn wir viel wissen, wissen wir, dass wir wenig wissen, oder je mehr wir wissen, desto weniger wissen wir. Was genau meinen wir, wenn wir sagen, dass wir nichts wissen?¹⁸

Wissen als soziales Konstrukt und Handlungsvermögen

In der Diskussion zum Begriff des Nichtwissens kommt es häufig zu einer Vermengung der Begriffe von Wissen und Information. Auffällig ist weiter, dass oft mit einem *alltäglichen* Wissensbegriff operiert wird, der wiederum seine Nähe zum Informationsbegriff kaum verbergen kann. Ich unterstelle dagegen, dass man den Begriff der Information von dem des Wissens trennen sollte, so schwer diese Unterscheidung auch praktisch durchzuhalten ist. Fehlende Informationen sind, wie ich zeigen werde, kein „Nichtwissen“.¹⁹ Was genau Wissen ist, und wie sich Wissen von Informationen, Humankapital oder anderen intellektuellen oder kognitiven Eigenschaften unterscheidet, ist eine *essenziell strittige Angelegenheit*. Weder der Begriff des Wissens oder die Art der Produktion, der Verteilung, seine Anwendung oder die Folgen des Wissens sind – zumindest für den wissenschaftlichen Beobachter – Selbstverständlichkeiten.

Um die Bedeutung von Wissen für die Gesellschaft und für die Praxis sozialen Handelns im Allgemeinen und für entwickelte Gesellschaften im Besonderen demonstrieren zu können, und um voll erfassen zu können, dass Wissen nicht nur der Schlüssel zu den Geheimnissen von Natur und Gesell-

schaft ist, sondern zum Werden der Welt, muss Wissen zunächst *soziologisch* definiert werden; es muss möglich sein, zwischen dem, was man weiß, dem Inhalt des Wissens und dem Wissensprozess selbst zu unterscheiden, das heißt, die Art und Weise zu bestimmen, wie Menschen im Prozess des Aneignens von Wissen partizipieren.

Anstatt Wissen als etwas zu definieren, das der Mensch zu seinen Besitztümern zählt oder relativ leicht erwerben kann – eine Vorstellung, die eher auf den Begriff der Information zutrifft –, sollten der Wissensvorgang und die Wissensrelationen vielmehr als Handlung gesehen werden, als etwas, das der Mensch tut. Wissen kann als eine *Transaktion* bezeichnet werden, als ein Phänomen, das nicht unabhängig von sozialen Interaktionen existiert. Auf der Basis dieser Überlegung kann man Wissensformen deshalb nach der Art der involvierten Partizipation unterscheiden.

Wichtig ist die Tatsache, dass Wissen objektiviert werden kann, das heißt, die geistige Aneignung von Dingen, Fakten und Regeln kann symbolisch vonstatten gehen und intersubjektiv artikuliert sowie auf Dauer eingerichtet werden, sodass der direkte Kontakt zu den Sachverhalten zukünftig nicht mehr nötig ist. Darin liegt die soziale Bedeutung von Sprache, Schrift, Druck und Datenspeicherung. Wissen kann in Materialien, Apparaten und anderen Artefakten enthalten und eingeschlossen sein. Wissen manifestiert sich in und zirkuliert als kulturelles Kapital.

Ich möchte Wissen als *Fähigkeit zum sozialen Handeln* (Handlungsvermögen) definieren, als die Möglichkeit, etwas in „Gang zu setzen“. Wissen bezieht sich somit auf *Prozesskenntnisse*. Wissen ist ein *Modell für die Wirklichkeit*. Wissen illuminiert. Wissen ist Entdecken. So sind beispielsweise Sozialstatistiken nicht unbedingt ein Abbild der gesellschaftlichen Realität, sondern ihre Problematisierung; sie verweisen darauf, was sein könnte und sind in diesem Sinn Handlungsvermögen. Neue Erkenntnisse erweitern unsere Handlungsmöglichkeiten und damit ist unvermeidbar, dass Erkenntnisse politische Eigenschaften haben. Wissen als Handlungsvermögen ist mitbestimmend bei dem, was für Politik konstitutiv ist: verändern oder bewahren. Unsere Definition von Erkenntnis als Handlungsvermögen oder als

¹⁸ Vgl. Ralf Dahrendorf, *Uncertainty, science and democracy* (1962), in: ders., *Essays in the Theory of Society*, London 1968, S. 232–255, hier: S. 233.

¹⁹ Peter Wehling kennzeichnet zum Beispiel die unzureichende Information „kommt der angekündigte Gast um 17 Uhr oder um 18 Uhr?“ als einen Fall von „Nichtwissen“. Es handelt sich bei diesem Beispiel allenfalls um eine vage Information, wie noch genauer zu zeigen sein wird. Vgl. P. Wehling (Anm. 14), S. 99.

ermöglichendes Wissen ähnelt dem Begriff des Know-how im Sinne von Daniel Sarewitz und Richard Nelson. Diese bestimmen Know-how als Wissen, „some articulated and some tacit, that guides the actions of skilled agents who aim to achieve a particular practical objective“.^{P20} Die Handlungsmöglichkeiten in einer Gesellschaft sind natürlich nicht gleichmäßig verteilt, genauso wenig wie jeder einzelne Marktteilnehmer alles weiß.

Das Wachstum des Wissens repräsentiert demzufolge eine Ausweitung der Möglichkeitshorizonte. Ob die Ausweitung der Handlungsmöglichkeiten auch automatisch eine Zunahme der Enttäuschungsmöglichkeiten repräsentiert, kann sehr wohl als strittig gelten (oft auch als Wachstum des Nichtwissens verstanden).

Information und Wissen

Ich möchte *Information* in Abgrenzung zum Wissensbegriff wie folgt definieren: Der Inhalt von Informationen bezieht sich auf die Eigenschaften von *Produkten* oder *Ergebnissen* (Output; Zustand, Vorrat), während das „Zeug“, aus dem Wissen gemacht ist und besteht, sich vorrangig auf die Qualitäten von *Prozessen* oder *Ressourcen* (Input; Verfahren, Unternehmen), die in Prozessen zur Anwendung kommen, bezieht: Wissen ist Handlungsvermögen, während Informationen uns nicht in die Lage versetzen, etwas in Gang zu setzen. Es ist ebenso wichtig, von Anfang an zu betonen, dass Wissen und Information in begrenzter Hinsicht gemeinsame Attribute haben. Die wichtigste gemeinsame Eigenschaft ist, dass weder Informationen noch das Wissen eigenständig und losgelöst von gesellschaftlichen Kontexten möglich sind.

In einem einflussreichen Aufsatz aus dem Jahr 1970 mit dem Titel „The Market for Lemons“^{P21} bereitete der Ökonom und spätere Nobelpreisträger George Akerlof anhand einer beispielhaften Analyse der jeweiligen *Informationen* von Käufern und Verkäufereines Gebrauchtwagens den Weg zur systematischen Analyse *asymmetrischer* Informatio-

nen.^{P22} Ein asymmetrischer Informationsstand ist eine der fundamentalen Eigenschaften unterschiedlicher Klassen von Marktteilnehmern am Gebrauchtwagenmarkt.

Der Eigentümer und Fahrer des zum Verkauf stehenden Gebrauchtwagens weiß in der Regel sehr viel genauer Bescheid über die Zuverlässigkeit oder über die mechanische Problemgeschichte des Wagens als der potenzielle Käufer. Ein Kreditnehmer ist bei einem Kreditvertrag von bestimmten Intentionen geleitet, den Kredit zurückzuzahlen oder auch nicht. Der Kreditgeber hat in der Regel keinen Zugang zu dieser Information. Noch kann sich der Kreditgeber sicher sein, dass die Investitionsabsichten des Kreditnehmers auch wirklich profitabel sein werden. Allgemein betrachtet sollten asymmetrische Informationen der Marktteilnehmer eigentlich zum „Marktversagen“ führen.

Käufer und Verkäufer, Kreditgeber und Kreditnehmer sind sich oft bewusst, dass ein asymmetrischer Informationsstand vorhanden ist oder vorliegen kann. Daraus folgt, dass auf Käuferseite oder Kreditgeberseite nach Indikatoren gesucht wird, die das Misstrauen gegenüber zur Verfügung stehenden Informationen mindern beziehungsweise sie als mehr oder weniger zuverlässig einstufen lassen. Da die Transaktionskosten des „Erwerbs“ relevanter Informationen teuer sein mögen, wird etwa die leichter zu beschaffende Information über die soziale Reputation des Verkäufers oder des Kreditnehmers ein wichtiger Indikator für den Kreditgeber oder den Käufer.

Aus den Überlegungen Akerlofs und anderer Ökonomen lässt sich für meine Analyse des Gegensatzes von Informationen oder Wissen und Nichtwissen die folgende generelle Lektion ableiten: Da das gesellschaftliche Wissen nicht gleich verteilt ist, sondern asymmetrisch streut, müssen wir von einer

^{P20} Daniel Sarewitz/Richard P. Nelson, Progress in know-how. Its origins and limits, in: Innovation, (2008) 3, S. 101–117, hier: S. 101.

^{P21} „Lemon“ etwa im Sinn von einem „Montagsauto“.

^{P22} Vgl. George Akerlof, The Market for Lemons: Quality Uncertainty and the Market Mechanism, in: Quarterly Journal of Economics, 84 (1970) 3, S. 488–500. Auch Wilbert Moore und Melvin Tumin verweisen auf rollenspezifisches Wissen und dem damit einhergehenden privilegierten Status der Rolleninhaber, die über ein Mehr an Wissen verfügen und kontrollieren. Vgl. Wilbert E. Moore/Melvin M. Tumin, Social functions of ignorance, in: American Sociological Review, 14 (1949), S. 787–796, hier: S. 788 f.

kognitiven gesellschaftlichen Arbeitsverteilung in allen gesellschaftlichen Institutionen ausgehen. In der Wissenschaft wird dies nicht nur als selbstverständlich angesehen, sondern in der Regel auch als funktionale Eigenschaft der Arbeit der Institution Wissenschaft verstanden. Nicht jeder Wissenschaftler kann die gleiche Frage bearbeiten. Und die Rolle eines jeden Wissenschaftlers lässt sich nicht in Relation zu sich selbst, sondern nur in Relation zu anderen Wissenschaftlern einordnen. Es liegt daher nahe, von einer in allen gesellschaftlichen Institutionen vorhandenen kognitiven Arbeitsteilung zu sprechen. Anders gesagt, es kann deshalb nur sinnvoll sein, von einer Skala der Abstufung des Wissens von Akteursgruppen gegenüber asymmetrischem (begrenztem) Wissen von Akteursgruppen zu sprechen – und nicht von Wissen und Nichtwissen.

Von Nichtwissen zu gesellschaftlich bestimmten Wissenslücken

In einer modernen Gesellschaft mit ihrer arbeitsteiligen Wissensstruktur gehört es zu der als selbstverständlich akzeptierten Realität, dass der Einzelne, soziale Gruppen oder soziale Institutionen den Wunsch nach oder die Hoffnung auf eine Autarkie ihres Wissens schon lange als Illusion aufgegeben haben. Es ist sehr leicht, sich, wie Heinrich Popitz unterstreicht, „die (verschiedenartige) Begrenztheit unseres Wissens voneinander zu veranschaulichen“.²³ Begrenztes Wissen entlastet. Wissen ist nicht gleich verteilt. Manager haben in der Regel nicht die technischen Kenntnisse ihrer angestellten Laboranten, Ingenieure oder Fließbandarbeiter – und werden trotz dieser mangelnden Kenntnisse zu Managern. Wissenslücken oder nicht umfassende Verteilungsformen des Wissens, *nicht* Nichtwissen, sind konstitutiv für arbeitsteilige Gesellschaften. Asymmetrische Wissensbestände führen nicht zum gesellschaftlichen Kollaps. Die Fähigkeit, in einer Gesellschaft kompetent zu handeln, ist nicht eine Funktion des Wissens und der Informationen isolierter individueller Akteure. Ein kompetenter Akteur, zum Beispiel als politisch handelnder Bürger, muss als Einzelner

²³ Heinrich Popitz, Über die Präventivwirkung des Nichtwissens. Dunkelziffer, Norm und Strafe, Tübingen 1968, S. 6.

nicht umfassend informiert sein. Dies ergibt sich schon aus der Tatsache der Einbettung des Akteurs in soziale Handlungszusammenhänge (beispielsweise seine relevanten Bezugsgruppen).

Eine Gesellschaft ist ohne diese prinzipielle Begrenzung, das heißt eine kognitive Arbeitsteilung, undenkbar. Man muss nicht alles wissen. Georg Simmel betont wiederholt, dass unser Wissen „gegenüber dem Gesamtdasein, auf dem unser Handeln sich gründet, (...) durch eigentümliche Einschränkungen und Abbiegungen bezeichnet“ ist.²⁴ Schon aus dieser elementaren, für das gesellschaftliche So-sein bestimmenden Tatsache, sollte man nicht schließen, dass der Gegenpart von Wissen Nichtwissen sei. Ein fortwährend in Nichtwissen befangenes Wesen kann nicht existieren. Wie Friedrich August von Hayek mit Recht betont, je größer das kollektive Wissen werde, „desto geringer wird der Anteil am gesamten Wissen, den ein *einzelner* Verstand aufnehmen kann. Je zivilisierter wir werden, desto verhältnismäßig unwissender muss jeder Einzelne über die Tatsachen sein, von denen das Funktionieren seiner Zivilisation abhängt. Gerade die *Teilung des Wissens* erhöht die notwendige Unkenntnis vom größten Teil des Wissens.“²⁵

Die Aufgabe der Möglichkeit einer Autarkie des Wissens, insbesondere der *individuellen* Selbstgenügsamkeit des Wissens oder der Überzeugung von grundsätzlich begrenztem Wissen (*bounded knowledge*), ist sowohl mit Kosten als auch mit Nutzen verbunden. Niemals aber ist der Verlust der Autarkie, sofern es diesen Zustand selbst in traditionellen Gesellschaften gab, als eine Form des Nichtwissens zu verstehen. Gesellschaftliche Innovationen, wie der Markt, das Wissenschafts- oder das Politiksystem, sorgen für die Koordination von Wissenslücken.

Relevante arbeitsteilige Skalen des Wissens unterscheiden sich beispielsweise nach dem Zeitalter, dem Gesellschaftstyp, dem Muster der gesellschaftlichen Ungleichheit, den Interessenlagen oder der dominanten Weltan-

²⁴ Georg Simmel, Das Geheimnis und die geheime Gesellschaft (1908), in: ders., Soziologie. Gesamtausgabe, Bd. 11, Frankfurt/M. 1992, S. 383–455, hier: S. 385.

²⁵ F. A. v. Hayek (Anm. 2), S. 36. Herv. N. St.

schauung. In modernen, komplexen Gesellschaften ist die Skala des Wissens breiter als in traditionellen Gesellschaften. Die Distanz zu den Quellen des Wissens ist oft groß. Es bedarf nicht mehr der persönlichen Kenntnis des Wissensproduzenten. Das Wissen, das man nicht hat, sich aber beschaffen kann, umfasst nur in Ausnahmefällen das Wissen, das zur Produktion, Legitimation und Verbreitung des beschafften Wissens notwendig war.

Fazit und Ausblick

Die heutige, heftige Diskussion unter einigen Sozialwissenschaftlern mit der radikalen Polarisierung von Wissen und Nichtwissen ist wie ein Echo aus einer verlorenen Welt oder der Wunsch, wieder in dieser sicheren Welt leben zu können. Es war eine Welt, in der Erkenntnisse noch zuverlässig, objektiv, ontologisch gesichert, wahrhaftig, realitätskonform, einheitlich und unstrittig waren. Es war eine Welt, in der wissenschaftliche Erkenntnisse einzigartig waren und die profane Welt von nicht-wissenschaftlichem Wissen weithin disqualifiziert wurden. Es war eine Welt, in der allein mehr Wissen – um zum Beispiel praktisch erfolgreich handeln zu können – immer besser war (*knowledge bias*). Die Welt des unstrittigen Wissens ist untergegangen. Ob es ein Verlust ist, wie die Rede von der Kluft zwischen Nichtwissen und Wissen es anscheinend will, oder ob es im Gegenteil eine Form der intellektuellen, wenn nicht sogar der gesellschaftlichen Emanzipation ist, bleibt offen. Die verschwundene, sichere Welt der Polarisierung von Wissen und Nichtwissen löste sich nicht zufällig auf. Es waren bestimmte gesellschaftliche und intellektuelle Umstände dafür verantwortlich.

Die Differenz von Wissen und Nichtwissen ist ein alteuropäischer Kontrast mit Abstammungslinien in vormoderne Kulturen. Die alteuropäische Tradition der Dichotomie von Nichtwissen und Wissen macht sich besonders in der *Zurechnung* von Personen oder Gruppen zu einer dieser beiden Kategorien bemerkbar.¹²⁶ Der Nichtwissende oder genereller die nichtwissende Schicht/Klasse ist dann nicht nur hilflos der Macht des Wissens der Anderen über die Verhältnisse

¹²⁶ Vgl. Peter Burke, *A Social History of Knowledge. From Gutenberg to Diderot*, Oxford 2000.

ausgesetzt, sondern auch eine bemitleidenswerte, zurückgebliebene soziale Klasse. Und sofern sich das Vorkommen des Nichtwissens auf andere Gesellschaften und Kulturen bezieht, ist fremdes und nicht das eigene Wissen Nichtwissen. Diese traditionellen Überlegungen zur großen Spaltung von Wissen und Nichtwissen kommen deshalb der Lösung eines von Niklas Luhmann beschriebenen Dilemmas kaum entgegen: „Ist eigentlich die allgemein geteilte Annahme noch berechtigt, dass mehr Kommunikation, mehr Reflexion, mehr Wissen, mehr Lernen, mehr Beteiligung – dass mehr von alledem etwas Gutes oder jedenfalls nichts Schlechtes bewirken würden?“¹²⁷ Diesem sozialen Dilemma muss sich das emergente Politikfeld der Wissenspolitik verschreiben.¹²⁸

Wir sollten uns des falschen, absoluten Gegensatzes von Wissen und Unwissen entledigen; es gibt nur weniger oder mehr Wissen und etwas Wissende und etwas anders Wissende. Das praktische Problem ist immer zu wissen, wie viel oder wie wenig man in bestimmten Situationen weiß. Wissen ist kontextspezifisch. Eine Person ist nicht wissend oder unwissend. Sie hat in dem einen Kontext mehr Wissen als in einem anderen Kontext: Eine Person mag über Steuerregeln sehr viel wissen, aber kaum etwas über das Golfspielen.

Akteure (auch Wissenschaftler) reagieren auf komplexe Gesellschaftsformen mit vereinfachenden mentalen Konstrukten dieser Verhältnisse. Die mentalen Konstrukte sind zwar unvollständig, indem sie die Realität nicht in ihrer vollen Komplexität abbilden. Diese einfachen Modelle verändern sich, reagieren auf Überraschungen, aber sie stellen kaum so etwas wie Nichtwissen dar. Es ist eine der konstitutiven Tugenden liberaler Demokratien, dass Allwissenheit gefährlich sein kann, und dass die Sicherung der Privatsphäre eine Form der sanktionierten Ignoranz bleiben muss.

¹²⁷ Niklas Luhmann, *Ökologie des Nichtwissens*, in: ders., *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992, S. 149–220, hier: S. 154.

¹²⁸ Vgl. Nico Stehr, *Wissenspolitik. Die Überwachung des Wissens*, Frankfurt/M. 2003.

„APuZ aktuell“, der Newsletter von

Aus Politik und Zeitgeschichte

Wir informieren Sie regelmäßig und kostenlos per E-Mail über die neuen Ausgaben.

Online anmelden unter: www.bpb.de/apuz-aktuell

APuZ

Nächste Ausgabe 21–23/2013 · 22. Mai 2013

Richard Wagner

Hanns-Werner Heister

Zu den politischen Dimensionen von Musik

Sven Oliver Müller

Wagner als politisches und emotionales Problem

Udo Bermbach

Wagners politisch-ästhetische Utopie und ihre Interpretation

Martin Geck

Lassen sich Werk und Künstler trennen?

Dieter Borchmeyer

Stichwortgeber Hitlers? Wagners Antisemitismus

Eberhard Straub

Wagner und Verdi – Nationalkomponisten oder Europäer?

Anno Mungen

Wagner-User



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung-NichtKommerziell-Keine-Bearbeitung 3.0 Deutschland.

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn



Redaktion

Dr. Asiye Öztürk
Johannes Piepenbrink
Anne Seibring
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Sarah Laukamp (Volontärin)
Telefon: (02 28) 9 95 15-0
www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Redaktionsschluss dieses Heftes:
19. April 2013

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Kurfürstenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf

Satz

le-tex publishing services GmbH
Weißenfelder Straße 84
04229 Leipzig

Abonnementervice

Aus Politik und Zeitgeschichte wird
mit der Wochenzeitung **Das Parlament**
ausgeliefert.

Jahresabonnement 25,80 Euro; für Schüle-
rinnen und Schüler, Studierende, Auszubil-
dende (Nachweis erforderlich) 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.

Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Vertriebsabteilung **Das Parlament**
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7501 4253
Telefax (069) 7501 4502
parlament@fs-medien.de

Nachbestellungen

IBRo
Kastanienweg 1
18184 Roggentin
Telefax (038204) 66 273
bpb@ibro.de
Nachbestellungen werden bis 20 kg mit
4,60 Euro berechnet.

Die Veröffentlichungen
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

Markus Gabriel

3–9 Wissen und Erkenntnis

Was bedeutet „Wissen“, was „Erkenntnis“? Aus der Perspektive des erkenntnistheoretischen Pluralismus gibt es eine Vielheit von Formen des Wissens und Erkennens, die jeweils einen gemeinsamen, wenngleich minimalen Kern teilen.

Hubert Knoblauch

9–16 Wissenssoziologie, Wissensgesellschaft und Wissenskommunikation

Der Beitrag zeichnet die Entwicklung der Wissenssoziologie und des Verständnisses von Wissen nach. In der Diskussion um die Wissensgesellschaft gilt es insbesondere, die veränderten Formen der Wissenskommunikation zu beachten.

Daniela Pscheida

16–22 Wissen und Wissenschaft unter digitalen Vorzeichen

Der Beitrag beleuchtet verschiedene Facetten des Wissens unter digitalen Bedingungen. Dabei werden neben allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen im Umgang mit Wissen auch neue Tendenzen im Inneren der Wissenschaft thematisiert.

Christiane Bender

22–28 Die Geburt der Wissensgesellschaft aus dem Geist des Kalten Krieges

Vor 40 Jahren erschien Daniel Bells „Die nachindustrielle Gesellschaft“. Er popularisierte damit den Begriff der „Wissensgesellschaft“ und bot eine Orientierung nach dem Antikommunismus und der These vom Ende der Ideologien.

Laura Kajetzke · Anina Engelhardt

28–35 Leben wir in einer Wissensgesellschaft?

Wie ist der Erfolg und die Wirkmächtigkeit der Zeitdiagnose „Wissensgesellschaft“ zu erklären? Sie bietet eine Chance zur Reflexion gesellschaftlicher Veränderungen, enthält jedoch auch die Gefahr, den Status quo als alternativlos darzustellen.

Rembert Unterstell

35–41 Science Center: Wissen als Erlebnis

Science Center zählen zu den erfolgreichsten Medien der Wissensgesellschaft. Sie sind Einladungen in Themen-, Wissens- und Erlebniswelten. Gesellschaftliche Erwartungen prägen die Center mit, und die Center die (Wissens-)Gesellschaft.

Peter Wehling

41–47 Soziale Praktiken des Nichtwissens

In heutigen „Wissensgesellschaften“ lassen sich vielfältige Praktiken des bewussten Nichtwissens beobachten. Diese sind keineswegs irrational, sondern können Antworten auf Probleme und Gefahren geben, die durch Wissen ausgelöst werden.

Nico Stehr

48–54 Wissen und der Mythos vom Nichtwissen

Die Polarisierung von Wissen und Nichtwissen ist zu einer Art Leitdifferenz geworden. Aber nicht Nichtwissen, sondern Wissenslücken oder nicht umfassende Verteilungsformen des Wissens sind konstitutiv für arbeitsteilige Gesellschaften.